Gesammelte Werke

von

Hermann Kurz.

Mit einer Biographie des Dichters,

herausgegeben von

Paul Heyse.

Fünfter Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1874.

Der Sonnenwirth.

Schwäbische Volksgeschichte

aus dem vorigen Jahrhundert.

Von

Hermann Kurz.

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1874.

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

1.

„Nun, Meister Schwan, für diesmal ist Er christlich durchgekommen, straf' mich Gott! Ohne Willkomm und Abschied! Herr Gott von Dinkelsbühl, thut mir fast leid, daß ich Ihm nicht ein Paar aus dem ff auf Sein gesundes Leder aufmessen darf, aus purer Freundschaft. Und dazu blos ein halb Jahr! Aber ich hoff', 's ein heißgrätiger Bursch' wie Er wird bald wieder das Heimweh nach unserer lustigen Karthaus' bekommen. Auf's Frühjahr spätestens, wenn die Bäum' ausschlagen, werden wir wieder die Ehre haben. Ich will derweil ein paar tüchtige Haselstöcke in's Wasser legen, damit sie den gehörigen Schwung und Zug kriegen zum Willkomm, wenn's heißen wird: ‚des Ebersbacher Sonnenwirths sein Gutedel ist wieder da.' Adjes, Meister Schwan, glückliche Reise und nichts für ungut."

Es war unter dem Thore des Ludwigsburger Zucht- und Arbeitshauses, wo einer der Aufseher einem jungen Menschen dieses spöttische Lebewohl sagte. Dem untersetzten stämmigen Burschen konnte Niemand im Ernste den Meistertitel geben, denn er schien kaum zwanzig Jahre alt zu sein. Auch sah er sehr sauer zu der Ehrenbezeugung, die nicht gerade aus wohlwollendem Herzen kam; sein breites rothwangiges Gesicht spannte sich zu einem trotzigen Ausdruck,

den eine tiefe Schramme auf der Stirne noch erhöhte. Er hielt die Augen, wie aus Verachtung, zu Boden geheftet, aber dann und wann schoß er seitwärts einen Blick hervor, der wie ein bloßes Messer funkelte. Der Aufseher gab ihm statt des „Abschieds", den er ihm gerne zugedacht hätte, einen derben Schlag auf die Schulter und ging lachend hinweg. Der entlassene Sträfling ballte die Faust und sah ihm mit ingrimmigen Blicken nach.

Eben wollte er mit einer Geberde, welche ein nichts weniger als anständiges, aber um so aufrichtigeres Gesinnungsbekenntniß enthielt, dem Zuchthause den Rücken kehren, als er, noch einmal umschauend, einen Gegenstand gewahrte, der den Haß auf seinem derben lebhaften Gesichte plötzlich in das entschiedenste Widerspiel verwandelte. Es war ein Greis, der in der Gebrechlichkeit des Alters an einem Stabe über den Hof gegangen kam; er trug schwarze Kleidung, und die beiden weißen Ueberschlägchen, die ihm von der Halsbinde herabhängend auf der Brust spielten, bezeichneten seinen geistlichen Stand. Seine Erscheinung machte einen sichtlichen Eindruck auf alle Begegnenden; die ausgelassensten Züchtlinge verstummten, als er im Vorübergehen einen Blick auf ihre Arbeiten warf; der rohe Aufseher wich ihm von Weitem aus. Jedem bot er seinen zuvorkommenden Gruß; er war immer der Erste, der das schwarze Käppchen über den spärlichen weißen Haaren lüpfte, und doch sollte es ihm offenbar dazu dienen, sein greises Haupt vor der Herbstluft zu schützen; denn neben dem Käppchen trug er den dreieckigen Hut unter dem Arm.

Der junge Mensch war unter dem Thore des Zuchthauses stehen geblieben. In seinen Mienen zuckte es wie Gewitter und Regenschauer; aber zum Weinen schienen diese Züge zu derb. Unwillkürlich bewegte er den Fuß, um dem alten Geistlichen entgegen zu laufen; er besann sich jedoch wieder und blieb schüchtern stehen. Als Jener näher kam, zog er die Mütze und trat ihn mit einer linkischen Verbeugung an. Man konnte denken, wenn er ein Hund gewesen wäre, so wäre er mit freudigem Winseln an ihm emporge-

sprungen und hätte ihm Gesicht und Hände geleckt. So aber war er ein Wesen, um das der Zuchthausaufseher schwerlich seinen Pudel hergegeben hätte, ein entlassener Sträfling, ein unbändiger Mensch, voll Trotz und Rohheit; und doch regte sich in seinem Herzen etwas, das wir auch in den winselnden Thieren ahnen, und das die Bibel mit den Worten bezeichnet: das Seufzen der Creatur.

„Mit Verlaub!“ stammelte er, — „ich wollte nur dem Herrn Waisenpfarrer Adieu sagen, weil der Herr Waisenpfarrer immer so gut gegen mich gewesen ist — ich hätt' ja nicht fortgehen können ohne das.“

Der Waisenpfarrer — denn dieser war es, dem die Seelsorge im Zuchthause oblag — neigte sich mit freundlichem Lächeln zu ihm. Er hatte aus den verlegenen, halb verschluckten Worten des sonst sehr anstelligen Burschen den rechten Kern herausgehört. „So ist Er denn also jetzt frei, Friedrich?“ sagte er zu ihm. „Ich wünsch' Ihm von Herzen Glück. Nun gebrauche Er aber auch seine Freiheit so, wie man eine Gottesgabe gebrauchen muß.“

„Ich versteh' schon, Herr Waisenpfarrer!“ erwiderte der Jüngling, der mit der ersten Anrede seine Beengung weggesprochen und sich in einen Ton bescheidener Zutraulichkeit hineingefunden hatte. „Ich versteh' schon. Das ist wie mit dem Wein. Der ist auch eine Gottesgabe. Wenn man aber solche Gottesgabe zu hart strapazirt, so wirft sie den Menschen hin, daß er gleichsam wie vierfüßig wird. Dagegen, wenn man sie mit Maß genießt, so erfreut sie das Herz und macht helle Gedanken im Kopf. Grade so ist's auch mit der Freiheit. Wenn man von der über Durst trinkt, so kann sie Einen auch wohin werfen, wo zum Beispiel keine Freiheit mehr ist.“

Bei diesen Worten wies er mit dem Daumen über die Schulter nach dem Gebäude, das er soeben verlassen hatte, und seine weißen Zähne blinkten lachend zwischen den kirschrothen Lippen hervor.

„Ja, so ist's, mein Freund,“ versetzte der Geistliche. „Man pflegt wohl zu sagen: ich nehme mir die Freiheit, das

und das zu thun. Das ist nur so eine höfliche Redensart. Mancher aber nimmt sich mehr Freiheit, als er einem Andern gönnt, und thut einem Andern etwas, was er sich selbst nicht angethan wissen will. Das aber ist zu viel Freiheit, und Er weiß wohl, was zu viel ist, das ist vom Uebel. Eigentlich sollten wir unsere Freiheit blos dazu anwenden, um einander lauter Liebes und Gutes zu thun; denn wenn die Menschen alle einander dienen würden, dann wäre ja ein Jeglicher so wie ein Diener auch wieder ein Herr, und dann wäre die wahre Freiheit in der Welt."

„Ja, wenn Alle so wären, wie der Herr Waisenpfarrer, dann wär's keine Kunst, ihnen zu dienen. Aber so ist's nicht in der Welt. Da ist viel Herzenshärtigkeit und Schlechtigkeit, nicht blos solche, die den Nebenmenschen übervortheilt, sondern auch Bosheit, die ihm ohne allen Grund die Milch sauer macht, und wenn man auf so einen Giftmichel trifft, so meint eben die Faust gleich, sie müsse ein Wörtlein mit ihm reden."

„Mein Sohn," sagte der alte Geistliche, „man hat den Verstand dazu, daß man der Faust nicht ihren Willen läßt. Und es kommt nur darauf an, daß man einem Menschen seine gute Seite abgewinnen lernt. Eine gute Seite hat auch der Schlimmste. Wenn man aber einmal diese gefunden hat, so ist's, als hätte man den Schlüssel zu einer sonst verschlossenen Thüre, und wenn man hineingeht, so trifft man oft auf Dinge, die man gar nicht hinter dieser Thüre gesucht hätte. Da ist zum Exempel ein gewisser Friedrich Schwan. Den hat man mir geschildert als einen rohen verworfenen Burschen, dessen Herz keiner guten Regung fähig sei — Faust in Sack! Die Leute urtheilen eben nach der Außenseite — und wie ich ihn nun selber kennen lernte, da fand ich in ihm einen Menschen, dessen Herz wie ein wild aufgeschossenes Reis ist, trotzig und aufrührisch gegen jedes rauhe Lüftchen, weich und geschmeidig gegen jeden freundlichen Sonnenstrahl, einen Menschen, der gegen harte Worte und Behandlungen störrisch bleibt, und den man mit Güte um den Finger wickeln kann. Ist's nicht so?"

„Ja, so ist's, Herr Waisenpfarrer," antwortete der junge Mensch verlegen und gerührt.

„Nun, das ist aber auch keine Kunst, gegen Gute gut zu sein. Wenn's weiter nichts wäre, als das, so würden wir ja durch die breite Pforte in den Himmel eingehen, statt durch die schmale."

„Das ist wahr, Herr Waisenpfarrer," erwiderte der junge Mensch bedenklich. „Aber wenn alle Menschen unterdienstlich gegen einander wären, wie Sie vorhin gesagt haben, so wäre es gerade dasselbe Ding."

„Allerdings. Aber da die Menschen im Allgemeinen bis jetzt nicht geneigt sind, uns die Himmelspforte so breit und bequem zu machen, so dürfen wir deßhalb der schmalen nicht untreu werden. Wir müssen gegen unsere Nebenmenschen gerade so liebreich und dienstfertig sein, wie sie eigentlich gegen uns sein sollten, unangesehen, ob sie es sind oder nicht. Vielleicht gewinnen wir sie dadurch und bewegen sie, unser Beispiel nachzuahmen."

„Ja, ja, Herr Waisenpfarrer," fiel der junge Mensch lebhaft ein, „das ist gerade, wie wenn ein ungebautes Stück Feld umgebrochen werden soll. Da kommt es nur drauf an, daß einmal ein Anfang gemacht wird, der für den Fortgang und für's Fertigwerden Bürgschaft giebt, und ist also ein kleines umgepflügtes Flecklein fast schon so wichtig, wie das ganze künftige Neubruchland."

„Er hat mich gar wohl gefaßt," versetzte der alte Herr mit freundlichem Lächeln. „Wenn das Reich Gottes auf Erden erscheinen und ihm die Stätte bereitet werden soll, so thut es zuerst Noth, daß ein Kern von guten Menschen gezogen wird, von welchen die Güte und der Segen allmählig auf die Andern übergehen kann. Die müssen aber festhalten, wie ein Häuflein Streiter, von denen der Ausgang einer Schlacht abhängt. Ja, mein Sohn," fuhr er fort und legte ihm die abgemagerte Hand auf dieselbe Schulter, welche vorhin der Aufseher so unsanft berührt hatte: „da muß man den Pflug über das trotzige Herz gehen lassen, da muß man eine Beleidigung nicht mit Thätlichkeiten erwidern, die in's

Zuchthaus führen. Vielmehr, wer zu jenen Kerntruppen gehören will, der muß gegen seinen Feind gar noch ein gutes Wort und ein freundlich Gesicht aufzuwenden haben, und was noch weit mehr heißen will, es muß ihm sogar von Herzen gehen."

Der Jüngling, der irgend einen Widersacher im Geiste vor sich stehen sehen mochte, trat bei dieser Zumuthung betreten einen Schritt zurück. Die Größe der Aufgabe war ihm augenscheinlich schwer auf's Herz gefallen. — „Aber," sagte er, „da wird Mancher denken, wie es im Evangelium heißt: das ist eine harte Rede, wer kann sie hören?"

Der Greis lächelte. „Mein junger Freund ist sehr bibelfest," versetzte er, „ich bemerke das heut' nicht zum erstenmal. Die besten Kernsprüche, die schönsten Liederverse hat er fest im Kopfe behalten, aber ob auch in einem feinen Herzen? Das ist nun die Frage. Diese schönen Stellen, welche die Jugend in den Schulen auswendig lernt und oft recht gedankenlos dahersagt, sind Samenkörnern zu vergleichen. Nun ist es zwar um ein Samenkorn ein edles Ding, aber der aufgewachsene Baum und seine Früchte sind doch noch etwas ganz Anderes. O, mein lieber Friedrich, ich fürchte" — bei diesen Worten hob er liebreich den Finger gegen ihn auf, — „ich fürchte, dieses trotzige Gemüth muß noch durch Leiden gebeugt und recht umgebrochen werden, wenn es ein Boden werden soll, darin der Same zu Früchten aufgehen kann. Mein Sohn, habe Er immer Den vor Augen, von dem wir jene Sprüche überkommen haben, der nicht schalt, da er geschlagen ward, und nicht dräuete, da er litt. Ich will Ihm aber nicht mit Einem Mal ein Werk auflegen, das für manche zartere Seelen noch zu schwer ist. Fange Er im Kleinen an, mein lieber Sohn. Strebe Er, sanftmüthig zu werden. Denke Er immer zur rechten Zeit daran, den aufquellenden Zorn zu bezähmen; denn der Zorn hat einen bösen Urahn, den Mörder von Anbeginn, und wenn man ihn herausläßt, so gleicht er der Kugel, von der das Sprichwort sagt: ‚wenn sie aus dem Rohr ist, so ist sie des Teufels.' Vor Allem aber will ich Ihm Eines an's Herz legen. Er

ist vermöglicher Leute Kind, und in einem Wirthshause fallen manche Brocken ab. Benütze Er diese Gelegenheit, um Gutes zu thun und nach Seinen Kräften den traurigen Unterschied, der in der Welt ist, ein wenig auszugleichen. Er kann, ohne Seinen Vater zu übervortheilen, — und das darf Er ja nicht thun! — manchem armen Schlucker etwas zufließen lassen. Ich sage das nicht, daß Er meinen soll, Er könne sich ein Verdienst vor Gott damit erwerben. Aber der rechte Glaube wird auch immer die rechten Werke gebären, und hinwiederum, wer die rechten Werke thut, der setzt zugleich sein Inneres in die rechte Verfassung, wie sie vor Gott sein soll; denn Gutes thun macht ein gelindes Herz. Deßhalb, mein Sohn," beschloß er mit einem unbeschreiblich heitern und scherzhaften Lächeln, „will ich Ihm, da Er noch so jung ist, nicht zumuthen, daß Er gleich als Flügelmann unter jene Kerntruppen tritt, von denen ich gesprochen habe. Suche Er nur zuerst als Marketender bei ihnen anzukommen, dann kann Er sich allmählig weiter aufdienen, bis —"

Ein Geräusch unterbrach ihn, das ihm den frommen Scherz auf's Kläglichste verbitterte. Unzweideutige Schläge hallten von dem untern Stockwerk her, dem der Geistliche und sein aufmerksames Beichtkind nahe standen. Sie folgten mit unerbittlicher Regelmäßigkeit auf einander, so daß der Greis die schwache Hand ausstreckte, als ob diese abwehrende Geberde der Grausamkeit ein Ende machen könnte. Man hörte kein Geschrei, sondern nur ein dumpfes Knurren, in welchem jedoch der menschliche Ton zu unterscheiden war. Dieses Knurren, das sich in Zwischenräumen wiederholte, machte den Vorgang weit unheimlicher, als wenn die lautesten Wehklagen ihn begleitet hätten.

Der junge Friedrich ballte die Faust gegen das Gebäude. „Diese Prügelhunde!" rief er, „es ist ihnen nur wohl, wenn sie zuschlagen können."

Der Waisenpfarrer legte ihm wieder die Hand, die aber diesmal zitterte, auf die Schulter. „Mein Sohn," sagte er, „die Menschen haben es mit der Sünde verdient, daß der Schmerz und das Wehthum in die Welt gekommen ist. Wo

aber Strafe ist, heißt es, da ist Zucht, und wo Friede ist, da ist Gott."

Die Schläge hallten dazwischen fort. Der Greis brach mit einem tiefen Seufzer die Unterredung ab. „Nun lebe Er wohl, mein lieber Friedrich," sagte er. „Gott sei mit Ihm auf allen Seinen Wegen. Denke Er an das, was ich Ihm gesagt habe, damit wir uns fröhlich und eben darum niemals mehr an diesem Orte wiedersehen."

Er drückte ihm die Hand und wankte, so eilig als er es vermochte, an seinem Stabe dahin. Zwar hatte auch er die Meinung seiner Zeit ausgesprochen, daß durch grausame Züchtigungen der Wille Gottes erfüllt und sein Kommen vorbereitet werde, aber er schien doch nicht gern dabei zu sein, und hatte es in diesem Augenblick wohl tief empfunden, daß das Reich Gottes, so wie er es verstand, noch sehr ferne sei.

Der junge Friedrich aber blieb unter den Fenstern des Zuchthauses stehen und lauschte dem Geräusch der Pein, vor welchem sein ehrwürdiger Beichtiger entflohen war. Er fühlte zwar nicht geringe Entrüstung über die Gewalt, die hier einem Menschen angethan wurde, aber der Schmerz des Armen verursachte ihm, der selbst schon manchen derben Puff ausgehalten hatte, kein besonders zartes Mitgefühl.

Die Schläge hörten endlich auf. Bald hernach öffnete sich die Thüre, und von einer unsichtbaren Hand geschleudert, kam ein Mensch herausgeflogen. Der Stoß war nicht eben sanft gewesen, doch hielt der Hinausgeworfene sich wie eine Katze auf den Füßen. Sein Gesicht zeigte trotz der zigeunerischen Farbe die Spuren überstandener Anstrengung, es war dunkelroth, und ein schielendes Auge gab diesen jugendlichen Zügen einen furchtbaren Ausdruck. Der junge Zigeuner, der so eben einen rauhen Abschied durchgemacht hatte, schüttelte sich am ganzen Leibe, er kehrte sich gegen das Zuchthaus um, streckte die Zunge, so lang er konnte, heraus und ging dann gemächlich seiner Wege.

„Ich glaub', sie haben dich mit ungebrannter Asche gelaugt, und das scharf," sagte Friedrich, als er an ihm vorüber kam.

„Ich glaub' auch," war die trockene Antwort des Zigeuners, der einen Blick aus seinem scheelen Auge über den Frager hinlaufen ließ und sich von dannen machte.

Friedrich, der auf den Burschen neugierig geworden war, folgte ihm von weitem nach. Aber erst als sie Ludwigsburg mit seinen vornehmen regelrechten Straßen hinter sich hatten, wagte er, die Gesellschaft des verachteten Zigeuners aufzusuchen. Dieser schien nachlässig vor sich herzuschlendern, und doch hatte er Mühe, gleichen Schritt zu halten und ihn endlich einzuholen.

„He, wohinaus, Landsmann?" schrie er ihn an.

„Dem Hohenstaufen zu," antwortete der Zigeuner seitwärts herüber, ohne sich in seinem Gange aufhalten zu lassen.

„Dann haben wir ja schier gar Einen Weg," sagte Friedrich, an seiner Seite gehend. „Der meinige führt nach Ebersbach."

„Da können wir wenigstens eine Strecke weit beisammen bleiben," erwiderte der Zigeuner.

Die beiden jungen Bursche gingen nun mit wackern Schritten durch die Ebene und dann jenseits des Neckars über die Anhöhen hin, welche zwischen diesem und der Rems liegen, und machten nach einer tüchtigen Wanderung bei einem einsamen Wirthshäuschen Halt, wo Friedrich seinen Gefährten zu Gaste lud. Eine Flasche vom Saft des Apfels und ein Rettig, der den Sommer überlebt hatte, war Alles, was ihm ein paar gesparte Pfennige aufzutischen erlaubten. Die vorgerückte Jahreszeit ließ sich so mild an, daß die beiden Wanderer im Freien auf der verwitterten Bank unter dem alten Apfelbaum ihr Mahl verzehren konnten. Hungrig und durstig griffen sie zu und ließen sich's nach der Weise der Jugend schmecken.

Wie lustige Sperlinge genoßen sie der wieder erlangten Freiheit, schalten auf das Gefängniß, von dem sie herkamen, spotteten über die Schwachheiten der Aufseher und erzählten sich lose Streiche, womit sie deren Wachsamkeit umgangen hatten. Unter Plaudern und Lachen war die Flasche nur

allzubald geleert. Sie kehrten alle Taschen um, bis sie in der erdenklich kleinsten Münze, aber auch mit dem erdenklich größten Jubel die nöthige Summe zusammengebracht hatten, um eine zweite zu bestellen.

„Wie bist du denn eigentlich,“ fragte Friedrich unter dem Einschenken, „in den Gasthof zur Kardätsche gerathen? Mit blosem Vagabundiren hast doch so jung nicht so hoch in die Wolle avanciren können.“

„Nein,“ erwiderte der Zigeuner unbefangen, „ich hab' krumme Finger gemacht.“

„Pfui,“ rief Friedrich, „Stehlen, das ist was Hundsgemeines, heißt das, wenn —“

„Von z'wegen was seid Ihr hineingekommen?“ unterbrach ihn der Zigeuner etwas rasch. Ungeachtet des Aergers über die biderbe Bemerkung vergaß er nicht, daß sein Genosse der herrschenden Nation angehörte, und daß er den größeren Theil der Zeche bezahlt hatte: Grund genug, ihn in der majestätischen Mehrzahl anzureden. — „Man wird Euch auch nicht blos um der Kostbarkeit willen hinter Glas und Rahmen aufgehoben haben.“

„Ich hab' Einen durchgeprügelt und das leder-windelweich. Der Heuchler gab dann vor, er könne den Arm nicht mehr gebrauchen. Es war aber erlogen, und so schickten sie mich eben auf ein halb Jahr an das Oertchen, von dem man nicht gern red't.“

Der Zigeuner machte ein unbefriedigtes Gesicht. „Und habt Ihr Euch niemals an fremdem Eigenthum vergriffen,“ fragte er, „daß Ihr da so auf den höchsten Gaul sitzen könnt? Seid Ihr niemals einem Andern in die Aepfel gegangen oder in die Kirschen? Denn,“ setzte er eifrig hinzu, „Stehlen ist Stehlen, das sag' ich.“

„Ja, meinem Vater bin ich wohl über die Kirschen gegangen und auch über die Geldlade. Aber das ist was Anderes, das geht ja vom Eigenen und heißt eben vor der Zeit geerbt. Das ist nicht gestohlen. Stehlen heißt, wenn man fremden Leuten das Ihrige nimmt, und das ist eine Schmählichkeit.“

„Wenn bei uns Einer," versetzte der Zigeuner höhnisch, „seine Eltern bestehlen würde, so könnte seines Bleibens nicht mehr sein; der ärgste Spitzbube würde ihn verachten und anspeien. Bei uns ist es Sitte, daß man die Eltern ehrt und liebt, und daß man ihnen eher zubringt, als daß man sie bestiehlt. Dafür lassen sie es aber auch an ihren Kindern nicht fehlen, sie geben ihnen den letzten Bissen vom Munde weg, und deßhalb ist es gar nicht möglich, daß so etwas bei uns vorkommt. Ist mir auch eine ganz besondere Lebensart, daß ich einen Fremden schonen soll, der mich nichts angeht, und soll mich dagegen an meinem Vater vergreifen, der mir der Nächste ist in der Welt. Das bring' mir ein Anderer in den Kopf, mir ist es zu hoch. Kommt mir gerade vor, wie wenn im Krieg Einer sich von den Feinden abwenden wollte und auf seine Freunde schießen."

Friedrich war betroffen. Sein gesunder Verstand sagte ihm, daß etwas Wahres an dieser Ansicht sei, und doch konnte er sie nicht zugeben, da sie den Sitten und Gewohnheiten, unter denen er aufgewachsen, völlig widersprach. Die beiden jungen Leute stritten eifrig und konnten sich lange nicht verständigen. Darin waren sie zwar Einer Ansicht, daß auf die „Herrschaft" keine strengen Begriffe von Eigenthum anzuwenden, daß die Thiere im Walde, die Fische im Wasser eigentlich Gemeingut seien; aber über den Rest des großen Kapitels vom Mein und Dein konnten sie nicht einig werden.

„Stehlen und Stehlen ist zweierlei," rief Friedrich zuletzt. „Geh' du nach Ebersbach und frag' von Haus zu Haus, ob die Leut' nicht einen Unterschied machen, und die Leut' müssen doch auch wissen, was sie thun. Ueberall gilt's für eine größere Schande, wenn Einer einem Fremden was stiehlt, als wenn er's den Eigenen nimmt; denn da bleibt's ja in der Familie."

„Dann sollte man ihn auch in der Familie abmurxeln," sagte der hartnäckige Zigeuner, „und Jedem davon ein Stück zum Kochen geben, wenn eure Gesetze so schlecht sind, daß sie blos den einen Diebstahl strafen, den andern aber nicht."

„Oha," sagte Friedrich, „umgekehrt ist auch gefahren.

Selbiges ist anders. Die Gesetze, die sind so überzwerch wie du, die behaupten auch, Stehlen sei Stehlen. Wie es herauskam, daß ich meinem Vater ein paar hundert Gulden genommen hatte, die er mir nicht gutwillig geben wollte, um in die Fremde zu gehen, da thaten sie mich geschwind nach Ludwigsburg zum Wollkardätschen, ob ich gleich erst ein unverständiger vierzehnjähriger Bube war. Damals hab' ich auch gelernt, was der Willkomm und Abschied für höfliche Complimente sind, und hab' empfunden, wie es patscht, wenn Haselholz und Hirschleder zusammenkommen."

Der Zigeuner schlug ein lustiges Gelächter auf. „Aber nicht wahr," rief er triumphirend, „mit einem solchen Leibschaden noch stundenlang d'rauf los marschiren und dann auf einem hölzernen Bänkchen herumrutschen, das könnt' auch nicht ein Jeder."

„Nun, nun," entgegnete Friedrich, „man merkt's dessen ungeachtet wohl, wo du dermalen deine schwache Seite hast. Du sitz'st ja so windschief da, als wenn das Bänkchen unter dir brennte, die armen Seelen in der Hölle, die auf dem Glufenhäfelein sitzen, können nicht öfter wechseln und nicht possierlicher den Fuß an sich ziehen. Aber das muß man dir lassen: mannlich hast du dich gehalten. Wenn ich nur noch ein paar übrige Kreuzer hätt', so ließ ich dir einen Kirschengeist zum Einreiben kommen."

„Einreiben! wer wird auch die Gottesgabe so sündlich verschwenden! Den Kirschengeist muß man innerlich brauchen, von innen heraus curirt er noch einmal so schnell."

„Das glaub' ich dir!" lachte Friedrich. „Ueberhaupt hab' ich schon oft gedacht, ihr Zigeuner müsset ein gutes Fell haben, stich- und kugelfest. Man könnt's, schätz' ich wohl, zum Ueberzug für ein schwaches Gewissen brauchen."

„Es dient oft auch dazu. Ja, eine gute Haut, die muß der Zigeuner haben, und hartgesotten muß er sein, wenn er solch' mühseliges Leben aushalten soll. Frost und Hitze muß ihm gleichviel gelten. Halbnackt muß er gehen können, wenn ihm der gefrorne Schnee unter den Füßen kracht, und die schwerste Bürde muß ihm wie ein Flaum sein,

wenn ihn die Sonne Mittags auf die Glieder sticht. Sein Lager ist unter Gottes freiem Himmel, und in böser Nacht hat er's nicht immer so gut, daß er auch nur im Hüterhäuschen unterkriechen kann. Oft hat er nur einen Baum zum Obdach, unter dem schläft er zufrieden, wenn der Sturm durch die Aeste fährt und die Blätter schüttelt, daß ihm der kalte Regen auf die Stirne tropft."

„Herr Gott," rief Friedrich mit rauher Rührung, „ich kann doch auch was vertragen, aber so ein Leben muß ja den besten Mann umbringen! Mußt du nicht selber sagen, daß es vernünftiger wäre, wenn ihr das Heidenleben aufgäbet, eine christliche Ordnung anfinget und ließet euch mit andern ehrlichen Christenmenschen in Handel und Wandel ein? Wer ein paar tüchtige Arme hat und einen Kopf, der sie regiert, der wird nicht so bald mit leerem Magen in's Bett gehen und nicht im kalten Regen schlafen dürfen."

„Wir sind so gute Christen wie ihr," versetzte der junge Zigeuner eifrig, „es mag sich fragen, ob wir nicht besser sind? Aber wie wollten wir denn mit euch leben? Ihr stoßt uns ja aus und wollt keine Gemeinschaft mit uns haben. Wie kann der Zigeuner, dem ihr mit Verachtung die Thüre weiset, sein ehrlich Brod bei euch verdienen? Ich bin aus einer Familie, die schon seit zweihundert Jahren hier im Wirtenbergischen, dann im Deutschherrischen drunten und in den beiden Markgrafschaften am Rheine drüben hin und wider zieht. Nun fehlt es uns zwar dort nicht an Bekanntschaften, aber ich möchte doch auch in all' diesen Landen einen einzigen Menschen sehen, wenn Unsereiner z. B. käme und ihm sagte: ‚Ich will ein ander Leben führen und ein ordentliches Wesen anfangen, da bin ich, nimm mich auf, theile dein Haus und dein Brod mit mir, so viel als dir meine Dienste werth sein mögen' — den Menschen möcht' ich sehen, der darauf sagen würde: ‚Tritt ein und bleibe bei mir.' Auch unter den Unsrigen möcht' ich den Menschen sehen, dem es im Schlaf einfallen könnte, eine solche Bitte zu thun. Denn jeder weiß die Antwort im Voraus und weiß, wie man beiderseits von einander denkt. Das ist jetzt

eben einmal von Anbeginn so und wird auch nicht mehr anders werden. Ich weiß wohl, ein Mancher von den Meinigen ist eines bösen Todes gestorben, und wie könnte es auch anders sein? Das Element, in dem Einer lebt, ist natürlicher Weise auch zuletzt sein Tod. Das ist allenthalben so. Wer sein Leben lang im Hanfsamen sitzt, wie ein freier Spatz, der find't wohl auf die Länge auch ein hänfenes Ende. Man thät's wohlfeiler nehmen, wenn man's haben könnte. Ein paar fette Capitälchen verzinsen, essen und trinken, was gut schmeckt, mit vier Schweißfuchsen fahren oder auch nur mit zweien, — meint Ihr, der Zigeuner habe zu einem solchen gemächlichen Leben nicht so viel Genie, als irgend Jemand in der Christenheit?"

„Mir zweifelt's gar nicht!" lachte Friedrich. — „Aber jetzt kann ich auch auf einmal begreifen, warum du es für so schandhaft hältst, wenn von euch Einer seinem eigenen Vater etwas nehmen würde, und an diesem Beispiel wird mir's klar, daß du eigentlich Ehr' im Leibe hast. Denn die Moral ist bei euch im Grund die nämliche wie bei uns, nur daß sie natürlicher Weise umgekehrt ist."

Mit diesen Worten, die zwar keine klare Anschauung des Standpunkts, aber doch eine gewisse Ahnung desselben verriethen, suchte er die obschwebende Streitfrage zu lösen. „Aber es wird spät," fuhr er fort, „und wenn wir die Butell' auch auswinden, wie ein Leintuch in der Wäsche, so pressen wir doch keinen Tropfen mehr 'raus. Weißt was? Komm du mit mir über Ebersbach, ich will dir einen heidenmäßigen Kirschengeist einschenken zur inwendigen Cur. Ob du links am Staufen vorbeigehst oder rechts, das ist gehopft wie gesprungen."

„Ja, es ist am End' Ein Ding," entschied sich der Zigeuner, „und auf eine Stunde soll mir's nicht ankommen."

Die beiden jungen Bursche erhoben sich und stiegen die gelinden Anhöhen hinab, an deren Fuße das Filsthal sich gegen den Neckar öffnet. Wohlgemuth schlenderten sie die Straße an dem Flüßchen aufwärts; der Zigeuner pfiff gellende Weisen, Friedrich aber schwieg still, und unter seiner breiten

Stirne schien ein mächtiger Gedanke zu arbeiten. Die Worte des Waisenpfarrers gingen ihm im Sinne herum; das Vertrauen des ehrwürdigen alten Mannes hatte ihn stolz gemacht, und es war ihm zu Muthe, als ob er gar nichts nöthig hätte, als ein bischen guten Willen, um ein großes Werk zu Stande zu bringen.

Sie waren wohl eine gute Stunde so zugeschritten, ohne ein Wort mit einander zu reden, als Friedrich auf einmal stehen blieb und seinen Gefährten kräftig am Arme faßte. „Und ich sag' dir," rief er, „du bleibst bei mir! Ich will dir zeigen, daß ich auch ein guter Christ bin. Wenn ich dein armes verstoßenes Volk in das Erbe einsetzen könnte, das von Gott und Rechts wegen Einem so gut gehört wie dem Andern — mit Einem Schlag wollt' ich das thun. Nun kann ich aber weiter nichts, als an einem Einzelnen, der mir unter die Hände kommt, ein christlich Werk verrichten. Du gehst mit mir, da ist keine Widerrede, die Sonne von Ebersbach hat Raum für Viele! Da wird sich schon ein Plätzlein für dich finden im Haus, und ein Stuhl am Tisch und ein Brocken in der Schüssel. Zu thun gibt's auch immer etwas, du dienst meinem Vater als Knecht, wie ich, und sollst es nicht schlechter haben als ich. An Frost und Schneepatschen, an Last und Hitze wird's zwar nicht fehlen, je nachdem die Jahreszeit ist; aber das Schlafen im kalten Regen und alles Andere, was dazu gehört, das soll und muß ein Ende haben. Komm her, schlag' ein."

Der Andere hatte ihn Anfangs mit seinem scheelen Auge verwundert angesehen; die Zuversichtlichkeit seiner Rede schien aber jedes Bedenken bei dem Zigeuner verwischt zu haben, und er that, wie ihn sein Gefährte hieß. Friedrich erwiderte seinen Handschlag mit einem noch kräftigeren, und zufrieden, wie wenn sie einen guten Markthandel abgeschlossen hätten, setzten sie ihren Weg mit einander fort. Der Tag begann sich eben zu neigen, da breitete sich das Ziel ihrer Reise, ein beträchtlicher Flecken, in angenehmer Thalweite zwischen den Anhöhen wohlgelegen, freundlich und heimathlich vor ihren Augen aus.

2.

„Frau Sonnenwirthin, jetzt ist's an mir!“ rief der Aeltere von zwei Männern in hellblauen Wämsern, die am Wirthstische saßen. „Bringt nur gleich zwei Bouteillen auf Einen Streich. Und wenn das Vermögelein d'rauf gehen sollte, der Friede muß stet und fest sein. Man sagt ja, ein Prozeß sei etwas Fettes. Nun gut, auf etwas Fettes muß man brav trinken, damit's Einem den Magen nicht verdirbt.“

„Nach Befehl!“ erwiderte die Wirthin, eine große schlanke Frau, aus deren gelblichem Gesichte starke Knochen hervortraten; und die Flaschen auftragend fuhr sie fort: „G'segn's Gott, ihr zwei Müller, Ober und Unter! Das ist das wahre Wasser auf eure Mühlen und wird sie besser treiben, als das Haderwasser, dem ihr einige Zeit her den Zugang verstattet habt. Ja ja, ich gratulir'! Ein fetter Vergleich ist besser, als ein magerer Prozeß. Das Sprichwort sagt's zwar umgekehrt, aber ich hab' doch recht. Auch ist's gescheiter, das Geld in die Sonne zu tragen, als zum Advokaten, denn bei dem wär't ihr doch nicht so 'ring durchgekommen, wie mit so ein paar Bouteillen Zehner.“

Die beiden Zunftgenossen, welche einen über ihre Gerechtsame entstandenen Streithandel noch bei Zeit geschlichtet hatten, ließen ihrer guten Laune vollen Lauf. Sie saßen schon den halben Nachmittag hinter ihrer Friedensflasche und hatten, wie das in solchen Fällen zu geschehen pflegt, die streitigen Punkte, sowie die Gründe, die zur Beilegung riethen, mehr als ein Dutzendmal umständlich durchgesprochen. Lachend trank der Jüngere der Wirthin zu, der Aeltere aber bedachte sie mit einer derben Liebkosung. — „Was die Sonnenwirthin noch ein fester Kerl ist!“ rief er, „ich glaub', die wär' Manns genug, um noch Zwillinge zu bringen.“

Die Frau schoß einen scharfen Blick aus ihren grauen Augen auf den Necker, stieß ihn mit einem halb scherzhaft, halb ernstlich gemeinten Scheltwort zurück und verließ, ihren Geschäften nachgehend, das Wirthszimmer.

„Ich glaub', Euch juckt's schon wieder nach einem Prozeß, Vetter!" sagte der jüngere Müller lachend. „Paßt nur auf, die da versteht keinen Spaß. Ihr werdet wohl wissen, daß man ihr kein gebrannteres Herzeleid anthun kann, als wenn man sie an ihre Kinderlosigkeit erinnert."

„Weiß wohl," entgegnete der Andere, „und eben darum hab' ich's gethan, weil ich die neidige, gelbe, giftige Kröte noch gelber sehen will, als unser Herrgott sie geschaffen hat. — Komm her, Peter," unterbrach er sich, einem Eintretenden zurufend, „du hast treulich mit zum Frieden gerathen, nun ist's billig, daß du auch mit uns trinkst. Ihr werdet nichts dagegen haben, Vetter, wenn ich meinem Knecht einschenke? Hol' dir ein Glas und geh' her."

Der Knecht that, wie ihm geheißen wurde, und setzte sich dann hinter einen andern Tisch auf die Bank, die vor'm Ofen längs der Wand hinlief. Von dort aus nahm er seinen wohlberechtigten Antheil am Gespräch, stellte sich auch in seinem Reden und Benehmen völlig auf den Gleichheitsfuß mit seinem Herrn und dessen Gefährten; nur dadurch, daß er nicht unmittelbar bei ihnen Platz nahm, beobachtete er den Standesunterschied.

„Der gelbe Neidteufel!" fuhr der obere Müller fort. „Man darf nur den Sonnenwirth vergleichen, was er unter seinem ersten Weib für ein Mann war, und was er unter dem dürren Rippenstück für einer geworden ist. Damals war er aufgeweckt und kameradschaftlich und gar nicht b'häb in Handel und Wandel und Geldsachen. Jetzt ist er schwach und hat keinen eigenen Willen mehr, dabei aber gegen andere Leute ein wahres Unthier an Geiz und Hochmuth. Der alte Kerl, er trägt den Kopf wie ein Edelmann und meint wahrhaftig, er sei aus anderem Teig gebacken als wie Unsereiner."

„Das macht eben der Reichthum," sagte der Knecht von seiner Bank herüber.

„Ja, er ist grausig reich," versetzte der untere Müller. „Der Holzschlegel rindert ihm auf der Bühne. Er wird wohl auf zwölftausend Gulden geschätzt. Aber freilich, wie

Ihr sagt, Vetter, so verhält sich's: er ist b'häb und faßt das Tuch an fünf Zipfeln."

„Ja, und guckt in neun Häfen zumal," fiel der Andere ein.

„Wo **der** gedroschen hat, darf man kein Korn mehr suchen," ergänzte der Knecht.

„An all' dem ist das vortheilhaftige böse Weibsbild schuldig! Sie will alleweil oben hinaus; sie möcht's gern der Pfarrerin und der Amtmännin gleich thun, schmeichelt sich auch bei ihnen an und verlästert andere Leute, denn das hören solche Frauen immer gern. O die ist falsch wie Galgenholz. Und wie ist sie nur mit ihren Stiefkindern umgegangen! Die hat sie von Anfang an zurückgesetzt und verkürzt, in der Meinung, sie werde eigene bekommen, und wie das nicht eingetroffen ist, so hat sie's ihnen aus Mißgunst noch ärger gemacht. Die älteste Tochter hat den kahlköpfigen, trockenen Krämer da drüben geheirathet, um nur aus der Hölle los zu werden. Die andere, die Magdalene, thät', schätz ich wohl, mit einem Frosch vorlieb nehmen, wie die Prinzessin im Märlein."

„Ihr trefft den Nagel auf den Kopf, Vetter!" rief der jüngere Müller mit mürrischem Lachen. „Wie? oder wißt Ihr's nicht? Hat ein blindes Schwein eine Eichel gefunden?"

„Nun, was ist's denn?"

„Habt Ihr den Laubfrosch noch nie aus und ein gehen sehen? Wißt Ihr denn nicht, was man für Werg an der Kunkel hat?"

Der Andere schüttelte den Kopf.

„Das Ausrufungszeichen in dem froschgrünen Rock!" fuhr der Jüngere hitzig fort. „Er sieht accurat aus, wie Ihr ihn gestempelt habt. Seid Ihr denn heut' ganz auf den Kopf gefallen?"

„Was, der Bartkratzer, der sogenannte Herr Chirurgus, der Heuchler, der Kopfhänger, die magere Kuh Pharaonis? Jetzt wird mir's anders! Jetzt hab' ich eine Stärkung vonnöthen! Kommt, Vetter, ich will's an Euch hinlassen."

Damit erhob er sein Glas. „Ich will's ausstehen,"

erwiderte der Andere mit sauersüßer Miene, kam ihm mit dem seinigen entgegen, und sie stießen mit einander an. Nachdem der Knecht durch einen Wink beschieden worden war, den Dreiklang voll zu machen, lehnte sich der ältere Müller in seinen Stuhl zurück und fuhr verwundert fort: „Ei so guck Einer! Der Alte schlägt seine Mädchen doch recht unter'm Preis los, denn die paar Fuß breit Grundherrschaft, die der grüne Darmfeger besitzt, werden justement einen Sack Erdbirnen ausgeben, und was er Jahraus, Jahrein mit seiner Rasierklinge aus den hiesigen Schweinsborsten und Igelsstacheln heraussticht und schabt, das wird ihn auch nicht gerade fett machen. Die Figur gibt's. Aber der Alte trifft zwei Fliegen mit Einem Schlag. So ein Schlucker darf kein groß Heirathgut fordern; da behält der Schwäh'rvater seine Kronenthaler brav in der Truhe und hat noch den Profit, daß ihm der fromme Schwiegersohn, so oft er den Morgen- und Abendsegen liest, um ein baldsanftseliges Ende betet. Seine erste Tochter wird auch nicht viel mitbekommen haben, wie er sie hinausgegeben hat; denn ich seh' just nicht, daß ihr Eh'krüppel sonderlich stark spekulirt, weder in Käs noch in Schwefelhölzlen. Econträr, im Gegentheil, seine Firma geht einen sehr bedächtlichen Gang und blüht wie die späten Obstsorten; ich glaub', er hat's auf's langsam reich werden angelegt. Aber er ist doch ein Herr Handelsmann, in Stuttgart heißen sie's gar Commercienrath, und das ist Numero Zwei. Den neuen Schwiegersohn kauft er vielleicht noch wohlfeiler, und das ist noch ein kostbarerer Artikel, das ist gar ein halber Doctor. Die Frau Chirurgussin wird sich natürlicher Weise Flügel an die Haube machen lassen müssen, wenn sie mit der langen froschgrünen Stange ranggemäß über die Straße rudern will. Schad' ist's übrigens um die Magdalene. Sie gäb' grad' so einen Arm voll für einen wackern Junggesellen, wie Ihr z. B., Vetter. Aber so weit gibt sich der Hochmuth nicht herunter, Unsereiner ist ihm nicht gut genug; so eine Rasierklinge ohne Handhab' schneid't ihm immer noch besser. O blinde Welt! Die Hand vom Butten, Vetter, 's sind Weinbeeren d'rin."

„Meinthalben Rosinen und Eibeben!“ fuhr der Jüngere auf. „Habt Ihr mich auf der Muck’? Wollt Ihr mich in’s Gered’ bringen? Ihr schwätzt mir da recht hinterfür heraus, wie ein Mann ohne Kopf! Was will ich von dem Mädle? Habt Ihr wo läuten hören? Bin ich dem Sonnenwirth auf irgend eine Art oder Weise zu Hof geritten? Zwar, es fragt sich noch, wenn er einen wohlfeilen Schwiegersohn finden will, ob ihm nicht einer so gut ist wie der andere. Wenn’s im Abstreich geht, darf auch ein Bettelmann zur Auction kommen, und das ist doch just nicht meine Nummer, wie Ihr selber am besten wißt. Uebrigens kann mir die ganze Sippschaft gestohlen werden. Macht mir nichts vor! In dem Punkt versteh’ ich keinen Spaß.“

„Na, wollen den Geist ruhen lassen,“ versetzte der Aeltere. „Aber so viel ist gewiß, wenn die erste Frau, die rechte Mutter, noch am Leben wär’, so fiel’ die Aussteuer ein wenig größer aus und der Hochmuth ein wenig kleiner.“

„Ja, und mancher böse Auftritt wär’ unterblieben und mancher Lärm und Spektakel bei Tag und auch bei Nacht, der die Sonne mehr in Finsterniß als in Glanz brachte bei der Gemeinde. Und die Hauptsonnenfinsterniß wär’ gewiß auch nicht so schwarz ausgefallen unter dem linden Regiment der rechten Mutter.“

„Was meint Ihr damit? Ja so, jetzt geht mir auf einmal ein Licht auf. Ihr sprecht vom Gutedel, vom jungen Sonnenwirthle. Mag leicht sein, daß der mit Verstand und Güte gradgebogen worden wäre, der knorrige Hagbuchenstock. Zwar ist es schwer zu sagen, ob das Mutterherz den rechten Weg gefunden hätte nachmals, wie es nöthig wurde; denn die selige Sonnenwirthin war eben die gute Stunde selber und den Stab Wehe hat sie nimmermehr zu führen verstanden. Der Sonnenwirth sah dem Früchtlein auch in allweg zu viel durch die Finger, so lang sie lebte und so lang der Erbprinz die Nüsse noch mit den Milchzähnen knackte. Er hielt ihn zwar fleißig zur Schule an und sah auch sonst zum Rechten; aber ich weiß nicht, es hat eben doch an etwas gefehlt.“

„Ja," lachte der jüngere Müller, „wohlgezogen, aber übel gewöhnt, das war er von Anfang an."

„Ist denn ein Sohn da?" fragte der Müllersknecht von seiner Bank herüber.

Sein Dienstherr sah ihn verwundert an. „Ja so," sagte er nach einer Weile, „du hast dich schon so bei mir insinuirt, daß ich schier gar gemeint hätte, du seiest seit Jahr und Tag in meinem Haus, und bist doch erst eine Woche da. Freilich auf die Art hast du den jungen Sonnenwirthle noch nicht zu Gesicht kriegen können. Wundert mich übrigens, daß du in deinem Deizisau nichts von ihm gehört hast; denn er ist ein Gewaltiger vor dem Herrn, und wenn man ihm nicht den Krattel bei Zeiten vertreibt, so kann er, schätz' ich wohl, im ganzen Land bekannt werden."

„Wo ist er denn?" fragte der Knecht.

„Er ist an einem Oertlein, wo du nicht gern hinkämst," war die Antwort, und die beiden Müller brachen in ein Gelächter aus. „Jetzt rath' einmal."

Die Thüre ging abermals auf, und ein Mensch in hohen Wasserstiefeln trat herein. Er trug einen Kübel, den er vorsichtig auf einen Stuhl setzte. „Ist die Frau nicht da?" fragte er.

„So, du bist's, Fischerhanne?" rief der obere Müller. „Was hast denn da? Du gehst ja mit dem Kübel so sachte um, wie wenn du Perlen in der Fils gefunden hättest."

„Guten Abend, ihr Mannen," sagte der Fischer. „Thut's so? ist's schon Feierabend? Nein, die Perlen gerathen nicht hier zu Land, außer in der Glasfabrik. Forellen sind's, frisch aus dem Bach, ich hab' sie nur geschwind im Kübel hergetragen."

„Was meint Ihr, Vetter? Wie wär's, wenn wir so ein paar Silberfischlein in die Küche schicken thäten? Der Wein schmeckt noch so gut dazu. Wie, Fischerhanne, gib her, laß einmal sehen, was hast für Waar'?"

„Ich kann keine davon hergeben," sagte der Fischer. „Die Alte thät' mich mit dem Besen zum Haus hinaus

jagen. Sie hat morgen ein Pfarrerskränzlein, und da braucht sie die Fusch alle."

„So, so, die hochwürdigen Herren begnügen sich nicht mit dem geistlichen Fischzug und wollen daneben auch leibliche Gräten beißen?"

„Ihr lebet ja auch nicht vom Wasser allein, obgleich Ihr Müller seid," erwiderte der Fischer, indem er trotz seiner abschlägigen Antwort den Kübel herüberholte und mit seinen zappelnden Insassen auf den Tisch setzte.

„Pflanz' dich nur her," sagte der Andere. „Du gehörst ja in Ein Element mit uns. Ein Glas Wein für den Fisch! Willst nicht? Und meinethalb noch einen Freitrunk drüber, daß der Weinkauf richtig ist."

„So macht nur geschwind, daß die Alte nicht dazu kommt," erwiderte der Fischer. „Aber mehr als einen auf den Mann kann ich nicht hergeben, und hier könnet ihr sie auch nicht essen, denn die Sonnenwirthin darf beileib nichts davon wissen."

„Freilich, 's ist ein halber Kirchenraub!" rief der ältere Müller lachend, fuhr in den Kübel, griff mit sicherer Hand eine große schöne Forelle heraus, zu welcher der Fischer gewaltig sauer sah, schlug sie mit dem Kopf gegen die Tischecke und steckte sie eilig in die Tasche. Der Jüngere war eben so schnell seinem Beispiel gefolgt.

„So, Fischerhanne," sagte der Aeltere, nachdem sie den Handel beendigt hatten, „wir wollen das Element leben lassen, das unsere gemeinschaftliche Nahrung ist. Nahrung, wohlverstanden! Denn für den Hunger ist's zwar gut, aber nicht für den Durst. Der Eulenspiegel hat's allezeit den starken Trank geheißen; es treibe Mühlräder, sagte er, und deßhalb sei es ihm zu stark für seine Natur."

Er klingelte am Glase, um noch eine Flasche zu bestellen. „Aber jetzt ist's recht," rief er, als die Thüre aufging; „jetzt kommt auch einmal die Oberkellnerin, die Magdalene. Komm her, du Hübsche und du Feine, da gibt's schmachtende Herzen zu laben."

Das Mädchen, das auf den Ruf der durstigen Sturm-

glocke erschienen war, konnte man nicht ansehen, ohne ihr freundlich gesinnt zu werden. Sie trug auf einem wohlgewachsenen Körper ein rundes, unschuldiges, gutmüthiges Gesichtchen, ein weiblich mildes Abbild von den derben Zügen ihres Bruders und zugleich eine Bürgschaft, daß auch hinter dieser rauhen Schale ein guter Kern verborgen sein könnte.

„Hab' ich's nicht gesagt?" rief der ältere Müller, „und es verlohnt sich der Müh', es zweimal zu sagen, wiewohl wir nicht in der Mühle sind! Das Mädle gäb' einen staatsmäßigen Arm voll, nicht zu viel und nicht zu wenig, für einen braven Junggesellen."

Er blickte dabei mit einer Spaßvogelsmiene auf den Andern. „Wenn Ihr sie zu Eurer Käther hin heirathen wollt, so müßt Ihr eben ein Türk' werden," erwiderte dieser trocken. „Aber jetzt ist's wieder an mir! Eine Butell' für mich!" rief er barsch, auf die Flasche deutend, dem Mädchen zu und konnte es doch nicht lassen, ihr nachzublicken, bis sie in der Thüre verschwand. Sie war feuerroth geworden und hatte die Flasche mit niedergeschlagenen Augen vom Tische genommen.

„Und wie sie so leibhaftig geht und steht!" rief der Erste, der nicht müde werden konnte. „O du Milch und Blut!"

Magdalene erschien nicht wieder. Statt ihrer kam die Hausfrau, stellte die gefüllte Flasche auf den Tisch und nahm die Forellen, die der Fischer indessen auf den Stuhl zurückgebracht hatte, mit hinaus.

„Da trink', Fischer!" rief der jüngere Müller einschenkend. „Der treibt die Seelenmühle, vielleicht treibt er dir auch ein wenig Blut in die farblosen Backen."

„Ja, das ist wahr, du siehst aus, wie wenn du's mit einer Wasserjungfer hättest," sagte der Aeltere.

„Und so alt bist du geworden, Kerl!" fügte der Jüngere hinzu.

„Wenn man sich tagtäglich im Wasser hetzen und verkälten muß und hat magere Bissen dabei," entgegnete der Fischer unmuthig, „so ist's kein Wunder, wenn der Firniß abgeht."

„Wie alt bist denn, Fischerhanne? Du siehst aus, wie wenn du schon das Schwabenalter erreicht hättest, und bist doch, glaub' ich, mit dem Sonnenwirthle aus der Schul gekommen."

„Ja, den hat man aber auch sorgfältiger aufgehoben als mich, da ist's kein Wunder," versetzte der Fischer mit hämischem Tone, und ein Strahl leuchtete flüchtig in seinen todten grauen Augen auf. „Der ist ja so gut verwahrt, daß ihn kein rauhes Lüftle anwehen kann. Wie lang sitzt er denn noch im Zuchthaus?"

„Er wird seine Zeit jetzt so ziemlich abgesessen haben."

„Was, der Sonnenwirth hat einen Sohn im Zuchthaus?" rief der Müllerknecht aus voller Lunge herüber. Er hatte die frühere Antwort nicht recht begriffen.

„Sachte, Peter, sachte mit der Braut!" sagte sein Herr und hielt ihm die Flasche hin, um einzuschenken. „Mußt nicht so laut schreien. Im Haus des Gehenkten ist nicht gut vom Strick reden."

„Aber wie ist so was möglich? Guter Leute Kind im Zuchthaus!" sagte der Knecht leise, auf den äußersten Rand seiner Bank vorrückend, die Hände auf den Knieen und den Kopf so weit als möglich vorgestreckt.

„Es ist just kein Wunder," versetzte der Fischer.

„Er ist eben ein heißgrätiger unbändiger Bursch'," sagte der jüngere Müller.

„Ei, du kennst ihn ja am besten, Fischerhanne," rief der Aeltere. „Gib Acht, Peter, der kann's dir sagen, der ist mit ihm in die Schul' gangen."

„Da wirst du wenig Gut's von ihm zu hören bekommen," lachte der jüngere Müller. „Wenn der Sonnenwirthle am jüngsten Tag dem Fischerhanne gegenüber gestellt werden thät, und es käm' auf sein alleiniges Zeugniß an, wie sein Urtheil in der andern Welt lauten sollt', ich glaub', der Frieder müßt' in die unterste Hölle fahren."

„Wahr ist's," sagte der Fischer, „ich kann ihn nicht leiden und hab' ihn nie leiden können. Wir sind einander von Anfang an spinnenfeind gewesen. Ich weiß eigentlich

selbst nicht recht, wie's gekommen ist, 's ist weiter nichts Besonderes zwischen uns vorgefallen. Die Buben hadern und raufen viel mit einander und werden doch nachher oft die besten Freunde. Aber bei uns hat der Haß immer tiefer gefressen; es ist, als ob's uns von Natur eingepflanzt gewesen wäre. Das erste Mal, daß wir einander zu Gesicht kriegten, sah er mich mit bösen Augen an, und ich war wider ihn und er wider mich."

„Da ist auch kein Wunder d'ran," meinte der untere Müller. „Ob seine Augen, die er an dich hingemacht hat, so bös gewesen sind, das weiß ich nicht, er ist nicht gerade besonders gezeichnet in den Augen. Aber er war ein Muttersöhnchen, hatte immer was zu beißen und zu knacken; mit den Gröschlein und Sechserlein von den Döten und Dotinnen konnte er allzeit den großen Hansen machen; und in der Schule saß er beständig obenan, denn das Spruchbuch und den Katechismus lernte er wie's Wasser."

„Ich weiß schon, wo du hinaus willst, Georg," versetzte der Fischer, ohne Gesicht oder Augen zu erheben. „Es ist wahr, ich bin ein armer Teufel, und ein Bub', der im Wachsen ist, hat einen starken Appetit, und es mag sein, daß mir die überflüssigen guten Bissen, die man bei ihm sah, manchmal zu schaffen machten; aber so gar mißvergünstig bin ich doch nicht, und werd's auch damals nicht gewesen sein. Seine Gelehrsamkeit hat mir's auch nicht angethan. Der Ehrgeiz hat mich nie gestochen; meine Vorfahren sind arme Fischer gewesen, so weit man hier in Ebersbach zurückdenken kann, und darum hab' ich auch weder Vogt noch Professor werden wollen."

„Aber womit hat er dir's denn angethan?"

„Warum stellen sich Hund und Katze wider einander, wenn sie einander ansichtig werden? Warum gibt's Leute, die manche Thiere nicht leiden können? Gerade so geht's auch dem Menschen mit dem Menschen. Ein Gesicht gefällt Einem, ein anderes ist Einem zuwider. Uebrigens hat er's nicht an thätlichem Anlaß fehlen lassen. Er war ein stolzer übermüthiger Bub', der Keinen was neben sich gelten ließ.

Beim Soldätlesspiel war er der General, und wenn man Räuberles spielte, mußte er der Hauptmann sein. Commandiren und die Andern herumpudeln, das war sein Pläsir. Die ihm recht unterthänig waren, denen spendirte er, was er nur aufbringen konnte. Mir hat er nie was geschenkt."

„Das muß man ihm lassen," sagte der ältere Müller, „gutherzig und freigebig ist er allezeit gewesen."

„Ja, aber da hat der Fischerhanne doch recht," fügte der Jüngere hinzu, „am gutherzigsten war er eben gegen solche, die seinem Stolze am besten hofiren konnten."

„Gutherzig?" rief der Fischer. „Eine eigne Art von Gutherzigkeit hat er von jeher gehabt. Er war noch nicht acht Jahre alt, so jagte er den Nachbarn zum Spaß die Hühner fort, aus purer guter Laune schlug er ihnen die Gänse todt, hetzte die Hunde auf Weiber und Kinder und lachte wie ein kleiner Teufel über ihre Angst. Und wie er dann zu seinem Namenstag eine Flinte bekam, da hieß es erst: Hellauf! Da schoß er mitten im Ort auf Hühner, Enten, Gänse, was er erwischen konnte, und der Sonnenwirth bezahlte den Schaden und war stolz darauf, daß er ihn zahlen konnte!"

„Und noch mehr darauf, daß die Blitzkröte schon so ein guter Schütz war," fiel der jüngere Müller ein. „Das war's ja eben! Durch die Nachsicht, die man ihm schenkte, und durch den Beifall der Speichellecker, die bei den Eltern einen Stein im Brett gewinnen wollten, wurde er immer noch mehr verhetzt, und so kam er von einem Schabernack zum andern. Die ärgsten Streiche erfuhr der Alte gar nicht, die sind von der Mutter vertuscht worden. Da ist mancher Sechsbätzner, mancher Krug Wein als Schmerzengeld hinter seinem Rücken aus der Sonne gewandert."

„Wenn man dem Ding nachdenkt," sagte der obere Müller, „so hat es mit so einem verzogenen Söhnle eigentlich nicht anders kommen können. Ich glaub', ein Anderer wär' auch so geworden."

„Vielleicht lauft er sich die Hörner noch ab," versetzte der Jüngere. „Wiewohl, es wird schwer halten. Er ist eben

einmal an die Gewaltthätigkeit gewöhnt. Wenn man ihm irgendwie einen Riegel vor die Thür' schiebt, so muß er mit dem Kopf durch die Wand, das thut er nicht anders."

„Ja, und sein Hochmuth wird ihn auch nicht anders werden lassen," sagte der Fischer, „denn das ist der Hauptteufel, der ihn reitet."

„Der steckt in der ganzen Sippschaft. Ist die Magdalene vorhin wieder hereingekommen? Nein, weil man sich einen kleinen Spaß mit ihr herausgenommen hat, so hat sie den Wein durch die Mutter geschickt."

„Aha!" sagte der ältere Müller leise, dem Fischer zuwinkend, „hast ihn hören trappen?"

„Immer hat er sich für was Besonderes gehalten," fuhr dieser fort, ohne auf die Bemerkung Acht zu geben. „Ha, wenn ich nur daran denke, was er mir einmal für eine Zumuthung gemacht hat! Das war das einzige Mal, daß ich was Apartes in die Schule mitbrachte, wo ich mir was d'rauf zu gut thun konnte. Der Herzog war eben vorher durch den Flecken gefahren, und da fand meine Mutter auf der Straße ein kleines Stück hellblauen Sammet, Gott weiß, woher und wie er auf den Boden gefallen war. Meine Mutter wußte nicht, was damit thun, nun zerschnitt sie's in Läpplein und machte mir eine Windmühle, wißt ihr, wie's die Buben an Stecken haben; wenn sie damit springen, so dreht sich's herum. Das Ding sah hoffärtig aus, und die ganze Schule hatte Respect davor. Den Sonnenwirthle aber verdroß es, daß er mir's zum ersten Mal nicht gleich thun konnte; er ließ sich aber nichts anmerken, sondern verspottete mich und schalt mich den herzoglichen Windmüller. Da war's auch bei den Andern aus, ich konnte mich allein an meiner Windmühle ergötzen; sie sahen mich nicht mehr darum an. Ein paar Tage d'rauf ist meine Windmühle weg. Ich hatte Niemand anders im Verdacht als den Frieder und sagt's auch den andern Buben. Wie der's aber hört, so speit er Gift und Galle, paßt mir auf, und an der Rathhausecke stellte er mich, wie ich mich unterstehen könne, ihn zu bezichtigen, daß er mich bestohlen habe. Jetzt, was meinet

Ihr, daß er mir zugemuthet hat? Ein Messer nahm er in die Faust, und mir bot er ein anderes dar und sagte, ich solle mich wehren. Natürlich hab' ich mich dafür bedankt, und dann fiel er über mich her und prügelte mich durch; denn er war weitaus der Stärkste von uns Allen."

„Und hatte er wirklich die Windmühle gestohlen?"

„Nein, ich fand sie hernach wieder; ich hatte sie nur verlegt. Auch hätt' ich's nicht so schwer genommen, nicht einmal die Prügel bekümmerten mich, wiewohl er immer eine harte Tatze hatte. Nein, aber der Hochmuth, daß er den fürnehmen Herrn spielen wollte und sich duelliren, wie ein Edelmann, das hat mir ihn zuwider gemacht. Und er war dazumal ein Bub' von zehn Jahren. Wenn das am grünen Holz so ist, wie wird's am dürren werden?"

„Duelliren hat er sich wollen, wie ein Offizier?" rief der Knecht. „Ei, so verreck!"

„Da hat sich das adelige Blut frühzeitig geregt," sagte der jüngere Müller lachend.

„Wenn die selige Sonnenwirthin nicht so ein kreuzbraves Weib gewesen wär'," versetzte der ältere Müller, „so könnt' man auf allerlei Gedanken kommen."

„Und was ist denn sein Vater Großes?" fuhr der Fischer eifrig fort. „Er mag meinethalb für seine paar Batzen hochmüthig sein, aber Alles hat seine Grenzen. Er ist Wirth, muß den Leuten für ihr Geld Kratzfüße machen; er ist Viehhändler, patscht jedem Roßkamm in die Hand; er ist Metzger, muß den Ochsen und Säuen im Gedärm herumfahren."

„Es müßt's nur das Metzgerhandwerk machen," sagte der ältere Müller, „damit übt er eine Art von Blutbann aus, und das ist doch was Adeliges."

„Ja," rief der Andere, „und darin stehst du ihm nach, Fischerhanne. Denn du und die, über deren Leben und Tod du Gewalt hast, haben kein Blut."

„Oder nur weißes." Die Andern lachten.

„Sorget nur nicht für mich!" sagte der Fischer etwas ärgerlich. „Meine Unterthanen haben auch Blut."

„Ja, und Galle.“

„Ja, und beißen können sie auch.“

„Aber der Ochs hat Hörner.“

„Wenn er zu hitzig stoßt, so brechen sie ab.“

„Wenn sie nur schon abgebrochen wären!“ sagte der ältere Müller. „Aus dem Burschen könnt' noch was Tüchtig's werden. Ich wollt', man thät ihn mir anvertrauen, ich zög' ihn durch's Kammrad, daß er geschlacht würde.“

„Nichts Gewisses weiß man nicht, heißt's im Sprichwort,“ erwiderte der Jüngere.

„Ja, es ist nicht so leicht mit ihm fertig zu werden,“ sagte der Fischer. „Er ist ein böser Bub'.“

„Wenigstens muthwillig und unbändig,“ versetzte der ältere Müller. „Unter allen Streichen, die ich von ihm weiß, hat mir einer immer am besten gefallen. Da war vor ein Jahr sieben oder achten ein Hausknecht hier in der Sonne, wißt ihr, der Mathes — ich seh' ihn heut' noch vor mir, 's ist so ein persönlicher langer Kerl gewesen, und etwas langsam im Geist. Der wollte gescheidter sein als der Frieder, und das konnte mein Frieder nicht vertragen. Was thut er also? Um Mitternacht schleicht er aus dem Bett, die Stiege hinunter, bricht den Fuhrleuten in die Güterwagen vor dem Haus auf der freien Straße ein und bringt den Raub seinem Vater über's Bett. Der Knecht, den andern Tag, der ist natürlich schön ausgelacht worden ob seiner Wachsamkeit. Und das hat der stolze Bub' mehr als einmal gethan, und der gute Mathes konnt' ihn nie erwischen. Das Ding hat ihm das Leben so sauer gemacht, daß er's nicht in der Sonne aushalten konnte. Es trieb ihn aus dem Dienst, ich glaub', er dient jetzt in Beutelsbach drüben, das alte Beutelthier.“

Der Müllerknecht hatte Mund und Augen aufgesperrt. „Verfluchter Bub'!“ sagte er endlich. „Das hat der Sonne gute Kundschaft bringen können. Ich wär' auch eingekehrt und hätt' mich zum Spaß berauben lassen, pur aus Fürwitz.“

„Es ist doch eine gefährliche Uebung,“ sagte der Fischer. „Wenn die Katze das Mausen verschmeckt hat, so läßt sie

nicht mehr davon, und was eine Distel werden will, das fängt zeitig an zu brennen. Es ist nicht lang angestanden, daß er seine G'studirtheit an einer Geldkiste ausgelassen hat."

„Was?" rief der Knecht. „Ist er im Ernst eingebrochen?"

„Pst, Peter, schrei leis!" erwiderte sein Herr. „Ja, aber nur bei seinem Vater, und der hat's ja."

„Vierhundert und dreißig Gulden sind doch keine Kleinigkeit," sagte der Fischer.

„Vierhundert und dreißig Gulden!" rief der Knecht. „Da wundert's mich nicht, daß er im Zuchthaus sitzt. Und sein eigener Vater hat ihn hineinsperren lassen?"

„Er konnte es nicht vertuschen, wenn er auch gewollt hätte. Uebrigens ist's nicht seine diesmalige Zuchthausstrafe, denn das ist schon die zweite. Damals aber war er erst vierzehn Jahr' alt."

„Das ist aber doch auch hart," meinte der Knecht, „einen vierzehnjährigen Buben in's Zuchthaus zu schicken."

„Laßt mich reden, ihr Mannen!" sagte der jüngere Müller, „ich kann am besten erzählen, wie die Sach' zugegangen ist, ich hab' ja auch einen Spieß in selbigem Krieg getragen. Wahr ist's, und was wahr ist, das muß wahr sein, dem Frieder hat sich das Blättlein übel gewendet, wie ihm Gott seine Mutter nahm. Von der Stund' an hatte Alles, was er that, eine andere Farbe."

„Das ist eben der Unterschied," fiel der ältere Müller ein, „ob man etwas mit Liebe ansieht oder mit Haß. Und den Haß, den hat das Ripp, die jetzige Frau, in's Haus gebracht; die Liebe aber ist mit der ersten in's Grab gegangen."

„Verzogen war er, das ist richtig," fuhr der Jüngere fort. „Aber es kommt nur d'rauf an, was man dem Kind für einen Namen gibt. Vormals hieß man's artig, witzig, aufgeräumt; nachher hieß man's übermüthig, tückisch, boshaft. Und wo man früher Anzeichen von Mannhaftigkeit gelobt hatte, da sah man jetzund nichts mehr als den hellen lautern Teufelstrotz."

„Mir ist's von Anfang an so vorgekommen, selbiges Kind," sagte der Fischer.

„Da sind deine Augen just für die Stiefmutter recht gewesen, Fischerhanne. Ich glaub' auch, sie hat dir die Augen abgekauft; ich will davon schweigen, aber du hast immer einen Stein bei ihr im Brett gehabt, und ich weiß nicht, ob die Fische, die du ihr zugetragen hast, immer aus dem klaren Wasser gekommen sind."

„Selbige Augen," unterbrach ihn der andere Müller, „hat sie dann auch dem Sonnenwirth eingesetzt, und da hat der alte Esel seinen Sohn gleich in einem andern Lichte gesehen."

„Freilich, weil er immer ärger geworden ist," sagte der Fischer.

„Mach' kein' so krummen Kopf! Narr, er ist ärger geworden, weil man ihn ärger gemacht hat. Und das muß man sagen, für seine Schwestern hat er sich ritterlich gewehrt und hat nicht leiden wollen, daß man sie wie Stallmägd' behandle."

„Ja, und dann hat's eben wüste Auftritte gegeben."

„Ja, und dann hat er seine Mutter geprügelt," sagte der Fischer.

„Wenn er ihr doch nur ein Dutzend Rippen eingeschlagen hätte!" versetzte der ältere Müller. „Brauchst's ihr aber nicht wieder zu sagen, Fischerhanne," setzte er etwas erschrocken hinzu, „oder 's ist aus mit der Freundschaft. Du weißt, ein Mensch hat allezeit den andern nöthig."

„Wie kam er denn aber zum Stehlen?" fragte der Knecht.

„Ich will's dir sagen," fuhr der jüngere Müller fort. „Wie er sah, daß er doch immer den Kürzern zog, weil sein Vater auf Seiten der Stiefmutter war, so wollte er in die Fremde gehen und begehrte einen Zehrpfennig nach Amerika."

„Nach Amerika?" rief der Knecht. „Das ist ja ein Weltskerl!"

„Der Alte aber," fuhr der Müller fort, „war dazumal schon b'häb geworden und behielt die Schlüssel zur Geldtruhe fest im Sack; auch meinte er, der Bub', der erst vier-

zehn Jahr alt war, sei noch zu jung zum Reisen, und darin hatte er gänzlich Recht, denn der Bub' ist nachher richtig auch nicht gar weit gekommen und nicht gar lang fortgeblieben. Der aber meinte, was man ihm nicht gutwillig gebe, das könne er ja mit Gewalt nehmen, und beerbte seinen Vater vor der Zeit, noch eh' ihm der Alte aus der Helle gegangen war."

„Oder aber," sagte der ältere Müller, „er hat als sein eigener Richter seine Jahr' und seine Taschen vollgemacht und eben sein Mütterliches eingesackt."

„Es ist just, wie man's ansieht. Ueber's Geld zu kommen und die Schlösser aufzumachen, war dem G'studirten, wie ihn der da heißt, eine Kleinigkeit; er hatte ja dem Alten schon mehrmals den Spaß gemacht. Kurz und gut, er nahm ihm vierhundert Gulden, brachte sie ihm aber nicht über's Bett."

„Vierhundert und dreißig!" fiel der Fischer ein.

„Mein'twegen vierhundert und dreißig, wenn das Sündenregister voll sein muß. Du mußt's ja wissen, denn du bist der Erste gewesen, Fischerhanne, der ihn des Einbruchs zieh."

„Hab' ich gelogen?" fragte der Fischer.

„Ja, die Wahrheit hast du gelogen."

„Dann ist er durchgegangen?" fragte der Knecht.

„Ja, aber er kam nicht nach Amerika, sondern blos bis Heilbronn. Dort ließ er sich bei den kaiserlichen Husaren anwerben, als Freiwilliger. Pferd und Montur bezahlte er flott von seinem eigenen Geld. Wenn er nur bei ihnen geblieben wär'!"

„Ist erst noch wahr!" rief der ältere Müller. „Der Kerl hätt's zu was bringen können. Der? der hätt' General werden können."

„Ist er denn desertirt?" fragte der Knecht.

„Nein, aber nach zehn Wochen stach ihn der Fürwitz, ob man ihn zu Ebersbach vergessen habe, und da kam er mit einem Urlaubspaß als Husar angeritten. Das war ein Aufsehen! Dem Amtmann trotzte er ein Attestat ab, daß er

von ehrlichen Leuten geboren sei. Beweisen konnte man ihm nichts, wiewohl das Geschrei und der Verdacht wegen der vierhundert Gulden allgemein war, und Niemand wagte, ihn zu greifen, den kaiserlichen Husaren, bis er im Hecht bei der Zeche schwedische Dukaten, auch halbe Gulden blicken ließ. Diese verriethen ihn, denn sie waren von seines Vaters Geld. Nun gab's Lärm im Ort. Der Frieder aber sprang in den Sattel, jagte den Flecken auf und ab mit gezogenem Degen — den Fischerhanne hätt' er schier gar erritten; er hieb nur einen Zoll zu kurz, so hätt' man sehen können, ob du weißes Blut hast oder rothes — und drohte mit sechszehn andern Husaren, mit denen er den Flecken besetzen wolle. Die kamen aber nicht. Dem Amtmann ritt er vor's Haus, klopfte auf den Schenkel, höhnte und drohte. Von da ging's vor die Sonne, wo er's eben so machte. Kurz, er trieb allen erdenklichen Uebermuth, wie ein losgelassener Eber; denn natürlich, er war betrunken. Wie er nun vollends seine Pistolen losschoß und Niemand seines Lebens mehr sicher war, da mußte die Bürgerschaft ein Einsehen haben. Ich gesteh's, und es reut mich jetzt noch nicht: ich lud meine Flinte mit Schrot, der Zeiger Frank und der Spanner Eberhard, des Chirurgen Bruder, thaten desgleichen — wer ihn eigentlich getroffen hat, weiß ich nicht. Aber er stürzte vom Gaul, wie ein Mehlsack. Das Pferd war hin, er selbst hatte den linken Fuß voll Schrot, und also war's leicht mit ihm fertig werden."

„Das ist ja ein Mordkerl!" rief der Knecht. „Aber hat es Euch und den andern Schützen keine Ungelegenheit gemacht," fragte er weiter, „daß ihr der Obrigkeit so mir nichts dir nichts in's Handwerk gegriffen habt?"

„Bewahr'!" lachte der Müller. „Obrigkeit und Bürgerschaft waren froh, daß sie die Belagerung überstanden hatten, und der Amtmann hat, glaub' ich, dem Vogt nichts davon berichtet, auf was Art der Sturm abgeschlagen worden sei."

„Und seitdem," fragte der Knecht, „sitzt er im Zuchthaus?"

„Ich hab' dir's ja gesagt," erwiderte sein Herr, „daß er jetzt zum zweiten Mal drin ist."

„Was? Ist er seinem Vater abermals über den Geldkasten gegangen?"

„Nein, in dem Fach hat er ein Haar gefunden und hat ihm abgesagt."

„Man kann ihm nichts Böses nachsagen," versetzte der Fischer, „bis auf das, was man nicht weiß. In einem Wirthshaus läßt sich Manches verschleppen, man kann da nicht so nachrechnen, wo die Sachen hinkommen. Ich möcht' doch auch wissen, aus welchem Beutel er auf dem Tanzboden immer so dick gethan hat."

„Ich glaub', er hat dem Herzog hier und da einen Hirsch weggebüxt," sagte der jüngere Müller.

„Ja, ja," rief der Fischer, „die Flinte, die er als Bub' von seinem Vater kriegte, hat ihre Früchte getragen. Das ist die zweite gefährliche Kunst, die er schon gelernt hat, eh' er hinter den Ohren trocken war."

„Nu, wenn's weiter nichts ist," sagte der ältere Müller, „so wollt' ich nur, er thät' Alles wegbüxen, was mit Geweih und Hauer in Wald und Feld spaziert. Das wär' ein Verdienst, für das man ihm, weiß Gott, bei allen Gemeinden im Ländle das Bürgerrecht geben dürfte."

„Freilich," stimmte der Knecht ein, „Wildern ist keine Sünd', nur darf's nicht herauskommen."

Und gegen diesen festen Glaubenssatz wagte selbst der hartnäckig grollende Fischer nichts einzuwenden.

„Was hat ihn denn zum zweiten Mal in das Ding da, das man nicht gern beim Namen nennt, gebracht?" fragte der Knecht weiter.

„Seine Gewaltthätigkeit," antwortete der Fischer.

„Eine Prügelei," erwiderte der jüngere Müller gleichmüthig.

„Was die Prügelei betrifft, da kann ich nicht wider ihn sein," sagte der Aeltere. „Gib Acht, Peter, das mußt dir erzählen lassen, das ist ein Staatsstückle. Der Kreuzwirth — den kennst du ja, er hat seinen Namen nicht umsonst,

denn er ist gar ein frommer Kreuzträger und eine wahre Kreuzspinne dabei — der hatte von jeher ein scheeles Aug' auf den Frieder gehabt."

„Auf den Alten auch. Der verzeiht's ihm heut' noch nicht, daß er ihn beim Kirchenconvent angebracht, weil er einen Ochsen geschlachtet hatte am Sonntag. Der Sonnenwirth wurde damals um ein Pfund Heller gestraft."

„Auch den Frieder," fuhr der ältere Müller fort, „hat er einmal bei seinem Vater verschwätzt, so daß er Hiebe von ihm kriegte. Der Alte hat nachher selber eingestanden, er habe dasmal seinem Sohn Unrecht gethan."

„Ja," fiel der Jüngere ein, „ich hab's mit meinen eigenen Ohren gehört, und ich war dabei, wie er zum Frieder sagte, er solle es nur dem Kreuzwirth bei Gelegenheit wieder einträuken."

„Und dies ist auch gekommen," fuhr der Aeltere fort. „Denn so eine Teufelsgelegenheit bleibt niemals aus. Nun, was geschieht? Auf dem Heimweg vom Kirchheimer Markt trifft der Frieder mit dem Kreuzwirth zusammen, und der fängt an, ihn zu hänseln und zu rätzen, denn so gottselig er sich stellt, das Necken und das Kratzen kann er nicht lassen. Zuletzt, wie er noch nicht genug hatte, kommt er auch auf die Zuchthausstrafe, die der Frieder durchgemacht hatte, und sagt zu ihm: ‚Du bist ein ganz geschickter Kerl, dir kann's nicht fehlen, du verstehst ja zwei Handwerk', das Metzgen und das Wollkardätschen; wenn dir's in einem fehlschlägt, so kannst du dich auf das andere werfen.' — Er das sagen, und der Frieder ihn am Kragen nehmen und zu Boden werfen, das war eins. Der hat Prügel gekriegt! Nun, der Fischer weiß ja, was der Bub' für eine Tatze hat."

„Es ist ihm Recht geschehen," sagte der jüngere Müller. „Einen Gefallenen muß man aufheben und nicht noch tiefer niederdrücken."

„Paß nur auf, Peter, jetzt kommt erst der Hauptspaß," fuhr der Aeltere fort. „Wie er ihn genug geprügelt hatte und ausschnaufen mußte, so sagt' er zu ihm, er solle ihm jetzt versprechen, daß er dessentwegen nicht klagbar werden

wolle. Der Kreuzwirth, am Boden, verspricht's mit Ach und Krach und schwört's ihm hoch und theuer. Der Frieder aber, wie er den Schwur hört, fällt er abermals mit neuer Kraft über ihn her. ‚Sieh, meineidige Canaille,' sagt er, ‚ich weiß, daß du doch nicht Wort hältst, und dafür will ich dich gleich im Voraus prügeln.'"

„Das ist ja ein Fetzenkerl!" rief der Knecht mit ungeheuchelter Bewunderung aus.

„Der Kreuzwirth klagte auch richtig beim Amt, und da kam eben mein Frieder noch einmal auf ein halb Jahr nach Ludwigsburg."

„Es heißt von ihm, wie vom Esau," sagte der Fischer: ‚Seine Hand war wider Jedermann, und Jedermanns Hand wider ihn.'"

„Hast das fromme Sprüchle vom Kreuzwirth gelernt?" spottete der jüngere Müller. „Nein," fuhr er fort, „dem haben seine Prügel gebührt, und ich bin dem Frieder nicht Feind darum. Wenn nur die Schand' nicht wär', denn Zuchthaus ist eben einmal Zuchthaus."

„Meint Ihr, Vetter?" rief der Aeltere. „Es kommt auch darauf an, von wegen was man in's Zuchthaus kommt. Und wenn Einer sonst guter Leute Kind ist, so kann man so einen Unschick wieder vergessen. Wenn er jetzt unter eine tüchtige Hand käm' und gehobelt würde — in zehn Jahren könnt' er der angesehenste Mann sein und thät' kein Hahn mehr darnach krähen, daß er in seinen jungen Jahren hat das Wollkardätschen erlernen müssen."

Ein rascher Hufschlag unterbrach das Gespräch. Der jüngere Müller trat an's Fenster. „Was der Sonnenwirth noch stet auf dem Gaul sitzt," bemerkte er. „Er muß einen guten Handel gemacht haben; er sitzt so aufrecht und trägt die Nase so hoch."

Nun kam die Hausfrau herein mit einem weißen Tuch auf dem Arm. Ihr folgte Magdalene mit dampfenden Schüsseln. Ein Tisch in der andern Ecke des Zimmers wurde gedeckt und das Essen aufgetragen. Das Gesinde erschien, Knechte und Mägde. Draußen hörte man die befehlende

Stimme des Hausherrn. Endlich trat er selber ein, untersetzt und etwas beleibt, in Gestalt und Angesicht seinem Sohne ähnlich. Aus seinen Gesichtszügen sprach derselbe Trotz, derselbe Eigensinn, nur daß dieser Ausdruck bei ihm, dem gebietenden Herrn des Hauses, mehr das Bewußtsein der anerkannten Rechtmäßigkeit und eben darum auch mehr herrische Strenge hatte. Wenn man jedoch sein Gesicht näher prüfte, so fand man, daß die innere Naturkraft nicht so groß war, als das Ansehen, das er sich geben zu müssen glaubte. Er grüßte die Gäste kurz und setzte sich ohne viele Umstände mit seinen Hausgenossen zu Tische. Für ihn wurde besonders aufgetragen, und ein Teller mit Besteck lag vor ihm, während die Andern alle, die Hausfrau nicht ausgenommen, gemeinsam aus der Schüssel speisten.

Unter dem Geklirr der Löffel flüsterten die Gäste zusammen, und manche bittere Bemerkung, manche boshafte Spottrede wurde den Essenden, ohne daß sie es hörten, als Tischsegen zugeworfen.

„Der Sonnenwirth meint, man müsse es für eine Gnad' halten, wenn man nur in seinem Haus noch trinken dürfe," sagte der ältere Müller.

„Wenigstens ein anderer Wirth," erwiderte der Jüngere — „wenn er auch noch so hungrig und durstig ist, setzt er sich ein Vaterunserlang zu den Leuten hin, und wenn er auch weiter nichts sagt, als: ‚Auch hiesig?' und ‚Thut's so bei einander?' und ‚Wohl bekomm's!' so sieht man doch, daß er Lebensart hat, und dann kann er ja wieder aufsteh'n und seinem Geschäft nachgehen. Aber der! Ja, wenn wir Pfarrer wären oder Schreiber, so würd' er sich eine Ehr' d'raus machen. Aber wir sind eben nicht weit her, wir sind ja blos seine Mitbürger."

„Seht nur die Alte, Vetter!" sagte der Aeltere und stieß ihn an. „Seht, wie sie ihren Leuten auf die Mäuler guckt, wie sie ihnen die Bissen zählt, wie sie dem Löffel, der aus der Schüssel kommt, mit den Augen nachfolgt. Was sie für ein Gesicht macht, wenn sie meint, es hab' eins zu voll geladen, oder komm' zu oft angefahren."

„Halt, jetzt ist die Sippschaft erst vollständig, jetzt kommt der Freier!“ unterbrach ihn der Jüngere, verstohlen mit dem Finger auf einen Mann mit spitzem, knochigem Gesichte deutend, der, mit einem hellgrünen Leibrock angethan, in's Zimmer trat und sich nach einer stattlichen Begrüßung an einen Tisch zunächst dem Speisetische setzte.

„Schau, schau! Der grüne Chirurg!“ erwiderte der Andere. „Der macht Kratzfüß'! Was die Alte ihr Spinnengesicht umwandelt, als ob sie Honig und Marzipan gefressen hätt'. Sogar der Sonnenwirth nickt ihm freundlich zu, die Sache muß richtig sein. Aufgepaßt, Vetter! Seht Ihr, wie ihm die Alte ein Tellerlein füllt, und zwar von des Sonnenwirths eigenem Essen. Ja, ja, mit Speck fängt man Mäuse. Was er Complimente macht! Er will's nicht annehmen, aber die Essensstunde hat er sich wohl gemerkt, der Schmarotzer.“

„Er will eben von der Gelegenheit profitiren, so lang sie da ist. Er weiß wohl, daß nicht alle Tag' Kirchweih' ist. Wenn er einmal ernstlich angebissen hat, so wird man ihm das Gasthütlein schon herunterziehen, und dann kann er die Finger darnach lecken.“

„Ihr könnt die Leute recht heruntermachen,“ sagte der Fischer. „B'hüt' Gott bei einander, ich will nur heimgehen, sonst werd' ich noch angesteckt.“

„Gut' Nacht, Fischerhanne, und halt' reinen Mund.“

„Wess' Brod ich ess', dess' Lied ich sing'!“ versetzte der Fischer etwas zweideutig und wandte sich mit einem „G'segn' Gott“, das er dem Speisetische zurief, nach der Thüre.

In diesem Augenblick ging die Thüre auf, und herein trat der Sohn des Hauses. Aus seinem von der Wanderung gerötheten Gesichte leuchtete das verklärende Gefühl einer guten That, einer That, welche dem Himmel die erste Genugthuung für bisher begangene Fehltritte darbieten sollte. Dieser Ausdruck gab seinem Gesicht eine auffallende Aehnlichkeit mit den Zügen seiner Schwester. Da stieß er unter der Thüre auf den Fischer, der ihm wie ein böses Vorzeichen entgegen trat, und sein Gesicht verfinsterte sich. Einen Augen=

blick maß er ihn schweigend mit den Augen. „Du auch da, Giftmichel?“ sagte er, indem er an ihm vorüberging. Der Fischer fletschte die Zähne gegen ihn und machte sich hinaus.

Friedrich blieb ein wenig stehen, um sich zu sammeln; dann näherte er sich dem Tische und trat zu seinem Vater, der bereits durch einen Wink der Frau auf ihn aufmerksam gemacht worden war und ihm schweigend entgegen sah.

„Grüß' Gott, Vater!“ redete er ihn an. „Da bin ich wieder und versprech' Euch, daß es mit Gottes Hilfe nun anders werden soll, denn ich bin nun kein Kind mehr, und wenn ich Euch bisher oft durch meinen Unverstand betrübt habe, so hab' ich mir jetzt vorgenommen, Euch hinfüro ein treuer, gehorsamer Sohn zu sein.“

„Mach' nicht so viel Redensarten!“ sagte der Alte. „Wenn dir's Ernst ist, so thu's, ohne davon zu reden; aber versprich nichts, was du nicht halten kannst. Setz' dich und iß.“

„Ja, Vater, aber ich hab' zuvor eine großmächtige Bitte,“ fuhr Friedrich fort, ohne sich durch den Empfang irre machen zu lassen. „Ich möcht' eine Seele vom Verderben retten, und das kann ich nicht, wenn Ihr mir nicht dazu helft.“

Der Alte erhob sein Gesicht. Die Stiefmutter sah ihn mit gespannter Neugier und finsterer Miene an. Er hatte sie noch nicht gegrüßt, er hatte nur für seinen Vater Augen gehabt.

„Ihr meint gewiß, Vater,“ sprach er weiter, „da, wo ich herkomme, hab' ich nur lauter schlechtes Zeug gelernt. Aber so ist's nicht, vielmehr bin ich in gute Hände gerathen und hab' Christenthum gelernt. Ich hab' gelernt, daß jeder gute Christ und redliche Mensch seinen verachteten Mitbrüdern aufhelfen müsse. Weil das aber nicht Einer für Alle thun kann, so mein' ich, es sei genug, wenn ein Mensch oder eine Familie sich eines Einzigen annimmt.“

„Wo will denn das hinaus?“ fragte der Alte barsch.

„Vater, ich hab' Euch einen Menschen mitgebracht, der keine Heimath hat, eine vater- und mutterlose Waise, denn

das ist er, und wenn auch seine Eltern noch leben. Und ich bitt' Euch, so lieb Euch Euer Sohn sein mag, der Euch freilich schon Kummer und Verdruß gemacht hat — so lieb es Euch sein mag, daß der ungerathene Sohn noch was Ordentliches in der Welt werde, so hoch bitt' ich Euch, Vater: laßt den Menschen, den ich mitbringe, als Euren Knecht in Eurem Hause sein."

„Wo ist er denn?" fragte der Alte ungeduldig.

„Er wartet hinter'm Haus am Garten."

Die Stiefmutter gab dem Chirurgus einen Wink, und er schlich sich unbemerkt hinaus.

„Wer ist er denn?" fragte der Alte weiter.

Friedrich schwieg eine Zeitlang in sichtlicher Verlegenheit; die siegesfrohe Zuversicht, die er bei seinem Eintreten gezeigt hatte, war allmählig von ihm gewichen. „Vater," hob er endlich an, „Ihr werdet in Eurem Herzen nicht sogleich die Stimme finden, die für ihn spricht. Man hat gegen diese Leute Manches einzuwenden, und das ist auch kein Wunder, denn man behandelt sie auch darnach."

„Mach's kurz und gut," rief der Alte und schlug auf den Tisch. „Was ist das vor eine Manier? Wenn's was Rechtes ist, so sag's frei heraus, und ist's was Dummes, so halt' das Maul! Was brauchst du mir durch die Ränkeleien da das Essen zu verderben."

Indessen war der Chirurg wieder eingetreten. „Es ist ein Zigeuner," sagte er langsam und nachdrücklich, indem er zu dem Tisch trat.

„Ein Zigeuner?" rief die Stiefmutter und schlug ein gellendes Gelächter auf. Die beiden Müller und der Knecht, welche aufmerksam zugehört hatten, lachten aus vollem Halse mit. Auch das Gesinde am Tische stimmte in das Gelächter ein, doch nur allmählig und schüchtern, da der Sonnenwirth nicht mitlachte, sondern die Stirne in dräuende Falten gelegt hatte. Magdalene war mit einem wehmüthigen Blick auf den Bruder hinausgegangen.

„Ich weiß wohl, Vater, daß es eine Zumuthung ist," fuhr Friedrich unerschrocken fort. „Aber soll's denn

der arme Teufel büßen, daß seine Eltern Zigeuner gewesen sind?"

Der Chirurgus unterbrach ihn. „Das hängt vielleicht," sagte er mit etwas näselnder Stimme, „das hängt vielleicht mit der Prädestination zusammen, die der Herr Pfarrer predigt."

„Ich red' mit meinem Vater und nicht mit Ihm!" warf Friedrich stolz von der Seite dem Chirurgus zu. „Wie kann man denn verlangen, daß diese Leute ehrlich werden sollen, wenn man nicht endlich einen Anfang mit ihnen macht? Und wie kann man denn anders anfangen, als mit dem christlichen Zutrauen, das man in einem christlichen Hause einem von diesen armen Leuten schenkt? Wenn man dann in Einem Haus angefangen hat, so machen's die Andern nach, und eben darum sprech' ich zu Euch, Vater, weil Ihr ein angesehener Mann seid und ein Beispiel geben könnt."

Die Stiefmutter hatte inzwischen Blick und Winke mit dem Chirurgus ausgetauscht. „Wie sieht er denn aus?" fragte sie jetzt mit dem Tone der Neugier.

„Er schielt auf einem Aug' und sieht aus, wie ein leibhaftiger Galgenvogel," antwortete der Chirurgus.

„Was will denn Er?" fuhr Friedrich erzürnt herum. „Wenn man Ihn auf ein Erbsenfeld setzen thät', so könnt' man vor den Spatzen sicher sein."

Der alte Sonnenwirth fuhr auf und versetzte seinem Sohne eine derbe Ohrfeige: „Ich will dir unartig gegen meine Gäste sein. Man muß dir die Aeste abhauen, wenn du zu krattelig wirst. Halt's Maul jetzt und pack' dich. Ich will dich heut' nicht mehr vor Augen haben. Das käm' mir geschlichen, einen Zigeuner in's Haus zu nehmen. Das wär' eine Gesellschaft für dich."

Friedrich sah seinen Vater an. Einen Augenblick hatte seine Hand gezuckt; dann aber wandte er sich ruhig nach der Thüre. „Ich glaub', ich wollt', ich wär' wieder im Zuchthaus," sagte er, während er hinaus ging.

Die beiden Müller zahlten ihre Zeche und standen auf. Der Sonnenwirth, der sich ebenfalls erhoben hatte, wünschte

ihnen, freundlicher als zuvor, gute Nacht. „Der Bursch' ist doch ziemlich mürb' geworden," sagte er zu dem Aelteren, „er hat nicht gegen die Ohrfeige rebellirt, und es hat den Anschein, als ob er jetzt das vierte Gebot in Ehren halten wollte."

Der Müller, geschmeichelt durch diese vertrauliche Anrede, blieb etwas zurück, während der Jüngere nebst dem Knecht die Wirthsstube verließ. „Ja," sagte er zum Sonnenwirth, „der Frieder ist nicht so unrecht, man wird's noch erleben. Was, die Zigeunergedanken werden ihm schon vergehen. Um den ist mir's gar nicht Angst. Man muß ihn eben jetzt noch ein wenig kurz aufzäumen, dann wird er schon gut thun. Und das bisle Ungelegenheit, das er in seiner unverständigen Jugend gehabt hat, wird ihm unter vernünftigen und christlich denkenden Leuten in's Künftige nicht aufgerechnet werden. Er ist ja guter Leute Kind. Ja, ja, Herr Sonnenwirth, der kann sich einmal seine Frau holen, wo er will. Wofern aber jemals eins so thorecht sein wollt' und wollt' ein Haar in der Partie finden, so will ich nur so grob sein und will's frei heraussagen, Herr Sonnenwirth, für mein Gretle wär' er mir immerhin gut genug. Jetzt habt Ihr gehört, wo Ihr anklopfen könnt, wenn Ihr keine bessere Schmiede wisset."

In dem Gesicht des Alten, das erst ganz wohlgefällig ausgesehen hatte, zog allmählig der Ausdruck unendlichen Spottes auf. Er sah den Müller mit halb zugekniffenen Augen an, so daß dieser in Verlegenheit gerieth und die Hände aus den Wamstaschen, wo sie während seiner Rede gesteckt hatten, hervorholte. „So, meint Ihr?" erwiderte er trocken und stieß dann ein hochmüthiges Gelächter aus.

„Nichts hab' ich gemeint!" rief der Müller wüthend. „Ihr könnt meinethalben Euren Galgenstrick verknöpfeln und verbandeln, wo Ihr wollt." Er ging und schlug die Thüre hinter sich zu, daß das Haus davon erdröhnte.

Indessen war Friedrich zu dem Zigeuner hinabgegangen, der, verabredeter Maßen seines Bescheides harrend, an dem Gartenzaune lehnte. Er reichte ihm ein Fläschchen, ein Brod,

eine Wurst und ein Stückchen Geld. Das letztere hatte er sich unterwegs von seiner Schwester geben lassen; bei den Lebensmitteln mochte ihm in etwas uneigentlicher Form die Lehre des Waisenpfarrers vorgeschwebt haben. „Da nimm, iß und trink," sagte er mit einer sonderbaren Hast und Heftigkeit, „und dann mach', daß du zum Teufel kommst."

Der Zigeuner griff gleichmüthig zu, dann heftete er sein scheeles Auge auf den Wohlthäter. „Was, und mit dem Dienste ist's nichts?" sagte er.

„Schweig' still und mach' mich nicht scheu! Ich bin so schon wild genug. Trink' deinen Kirschengeist! Sieh', ich hab' dir Wort gehalten, so viel an mir gewesen ist."

Der Zigeuner schnitt eine höhnische Fratze: „Blitz und Mord!" rief er, „so wohlfeile Versprechen kann mir ein Jeder thun und mich ein paar Stunden um führen. Ich seh' schon, wie's steht. Das Christenthum hat, scheint's, auf einmal ein Loch gekriegt und, nach dem einen feurigen Backen zu schließen, gar noch einen Plätz auf das Loch."

Friedrich stieß einen Schrei aus, wie nur der tollste Jähzorn ihn eingeben kann, warf sich über den Zigeuner her und ließ ihn seine Faust aus Leibeskräften fühlen. Der Zigeuner war blos darauf bedacht, sein Fläschchen vor Schaden zu hüten, übrigens wehrte er sich nicht gegen die Schläge, die er in reichlichem Maße bekam, sondern brach statt dessen in ein schallendes Gelächter aus.

Bei diesem Lachen hielt Friedrich betroffen inne. „Hund, was lachst?" fragte er zornig.

Der Zigeuner schüttelte sich. „Herzensbruder," sagte er, „ich muß lachen, daß dich das Mitleid und der Jammer zum Prügeln treibt. So was ist mir noch nie vorgekommen."

Er leerte das Fläschchen auf Einen Zug, schleuderte es mit einem „Juhu" hoch empor, und während es klirrend zu Friedrich's Füßen niederfiel, schallte das Jodeln des Zigeuners schon aus einiger Ferne herüber. Verblüfft starrte ihm Friedrich nach.

3.

Es war inzwischen dunkel geworden. Friedrich wollte eben in's Haus zurückkehren, als er eine Gestalt herausschlüpfen sah, in der er seine Schwester Magdalene erkannte. Sie ging in das Gärtchen, und er hörte sie dort am Brunnen Wasser pumpen; denn es ist eine unlöbliche Gewohnheit der Leute, das Wasser, das sie Morgens frisch haben könnten, Abends zu holen und über Nacht stehen zu lassen. Bald aber hielt sie in dieser Verrichtung inne und fing leise zu weinen an. Er wollte zu ihr treten, da kam Jemand aus dem Hause nachgegangen, horchte eine Weile umher, fuhr, ohne ihn zu bemerken, in's Gärtchen hinein, und die gellende Stimme der Stiefmutter rief: „Wo bleibst du denn, lahmes Mensch? Was dröhnsest da so lang?"

Magdalene antwortete mit stockender und gedrückter Stimme.

„Was? Ich will nicht hoffen, daß du heulst!" fuhr die Stiefmutter sie an.

Das Mädchen schwieg.

„Was hast du denn?" fragte die Alte hart und lieblos weiter. Als das Mädchen abermals keine Antwort gab, rief sie: „Das muß was Besonder's sein. Der Herr suche mich nicht so schwer heim und lasse mich's nicht erleben, daß du dich am End' gar vergangen haben wirst."

„O, Mutter," rief Magdalene, die hier plötzlich ihre Stimme fand, „wie könnt Ihr mich so verschänden! Ihr solltet Euch der Sünde fürchten, so etwas so laut vor der Nachbarschaft zu sagen, da Ihr doch wißt, wie ungerecht Euer Gerede ist. Ihr müßt's ja selber am Besten wissen, daß ich Euch niemals aus den Augen gekommen bin."

„Nun, nun, ich will ja weiter nichts gesagt haben, als daß das Heulen und Aunxen überflüssig ist, wenn man ein gut Gewissen hat."

„Mein Gewissen ist gut," erwiderte Magdalene unmuthig. „Wenn nur auch alles Andere so gut wäre."

„Ei was, es steht Alles gut. Mach' jetzt nur, daß du in's Bett kommst. Du mußt morgen mit hellen Augen und rothen Backen aufstehen, weißt wohl, warum."

„O, Mutter, seid barmherzig und bringt den Vater auf andere Gedanken! Auf meinen Knieen wollt' ich Euch anflehen, wenn ich wüßte, daß es bei Euch anschlüge."

„Still mit den Narretheien da!"

„Mutter, ich hab' einen Abscheu vor'm Heirathen. Ich will Euch bei den höchsten drei Namen schwören, ledig zu bleiben mein Leben lang."

„Damit wär' mir gedient!" rief die Stiefmutter mit höhnischem Lachen. „Was ein recht's Mädle ist, das hat eine wahre Begier auf's Heirathen und kann nicht bald genug eine eigene Haushaltung überkommen wollen, um darin thätig und fleißig zu sein nach eigenem Sinn. Ein recht's Mädle sucht seinen Eltern vom Hals zu kommen, sobald es kann, und will nicht als eine unnütze Brodesserin zu Haus auf der faulen Haut liegen."

„Lieg' ich auf der faulen Haut?" entgegnete Magdalene vorwurfsvoll. „Werd' ich nicht gepudelt vom frühen Morgen bis in die späte Nacht? Hab' ich das bisle Essen nicht so gut verdient, wie wenn ich Eure Magd wär'?"

„Nun, so sei froh, daß du jetzt bessere Tage kriegst."

„Ich will keine bessere Tage, ich bin ja zufrieden. Ich will noch härter arbeiten, will Euer Kehrbesen sein und Eure Ofengabel, will schlumpen und pumpen, nur laßt mich bleiben, wie ich bin."

„Das wär' ein Kunststück! Bin ich eine Hex'? Kann ich dich halten, daß du bleibst, heut' wie gestern, und morgen wie heut? Kann ich's verhindern, daß du eine alte Jungfer wirst?"

„Eine alte Jungfer kann auch in Himmel kommen."

„Ja, aber durch's Nebenthürle. Und jetzt hör' auf mit dem Geschwätz. Es ist eine Ehr' für dich, daß dich der Chirurgus nehmen will, so ein Herr! Wart', wenn du an seinem Arm daher stratzen kannst, das wird eine Hoffärtigkeit sein! Du verdienst's gar nicht, daß es so hoch hinaus soll mit dir!"

„Freilich verdien' ich's nicht! Er soll eine Andere nehmen, meinetwegen die verwittwete Herzogin, die thät vielleicht besser für ihn passen."

„Was hast du gegen den Chirurgus?" rief die Sonnenwirthin zornig. „Was kannst du wider ihn sagen?"

„O Mutter," begann das Mädchen nach einer Weile mit bebender Stimme, „denkt an Eure eigne Jugend zurück — er ist so alt — und so —"

„Du wüste Strunz du!" rief die Sonnenwirthin. „So, da liegt der Has' im Pfeffer? Der Ehstand ist eine christliche Anstalt, dem Herrn zum Preis, und nicht für Ueppigkeit und Fleischeslust. Wenn du so liederliche Gedanken hast, so bet', daß sie dir vergehen, oder behalt' sie wenigstens bei dir und schäm' dich. Wenn die Leut' wüßten, daß du so fleischlich denkst, sie thäten mit Fingern auf dich zeigen."

Magdalene schluchzte: „O Mutter, Mutter!"

„Ja, Mutter!" spottete jene. „Ich weiß wohl, was Jesus Sirach einer Mutter einschärft im Sechsundzwanzigsten: ‚Ist deine Tochter nicht schamhaftig, so halte sie hart, auf daß sie nicht ihren Muthwillen treibe, wenn sie so frei ist. Wie ein Fußgänger, der durstig ist, lechzet sie und trinkt das nächste Wasser, das sie krieget, und setzet sich, wo sie einen Stock findet, und nimmt an, was ihr werden kann.'"

„Paßt das auf mich? Ich will ja lieber gar Keinen!" rief Magdalene laut weinend.

Ohne sich irre machen zu lassen, fuhr die Sonnenwirthin fort: „Ich bin auch jung gewesen, aber in der Furcht Gottes, und so freches Zeug ist mir nicht im Schlaf eingefallen, geschweige, daß es mir über die Lippen gekommen wäre. Dein Vater, wie ich ihn genommen hab', ist auch kein heurig's Häsle mehr gewesen. Im Gegentheil, dein Bräutigam ist dir noch näher im Alter. Wo ist der Mensch, dem's in der Welt nach seinem Kopf geht? Ein Christ muß sich in das schicken, was unser Herrgott über ihn verhängt. Jetzt heul', so viel du willst, heul' mein'thalben die ganze Nacht da unten. Aber morgen hat's ein Ende mit dem Heulen, oder wenn's dich zu sauer ankommt, so wird dir

dein Vater schon ein freundlich's Gesicht heraus bringen helfen, du weißt, er hat Mittel und Wege. Jetzt gut' Nacht, Jungfer Braut."

Die Alte schoß aus dem Gärtchen in das Haus zurück, wie ein unheimlicher Nachtvogel. Friedrich eilte, sich zu seiner Schwester zu gesellen, denn, dachte er, die kann's brauchen. Sie war in der Dunkelheit leicht zu finden; er durfte nur dem Schluchzen nachgehen, das ihren jungfräulichen Busen zu zersprengen drohte. Stillschweigend faßte er ihre Hand.

Sie hatte ihn nicht kommen hören; erschrocken und zornig riß sie die Hand weg und rief: „Wer ist da?"

„Gut Freund, Schwesterle. Hat der gelbe Drach' wieder Gift gespieen? Was ist denn das für ein Bräutigam, dem du die alten Knochen wärmen sollst?"

„Ach Gott, der Chirurg!"

„Was! Der Zaunstecken?" — und nun folgte eine Fluth von Scheltwörtern, die immer drolliger wurden, so daß das arme Mädchen zuletzt selbst darüber lachen mußte. Plötzlich aber fiel sie in das vorige Weinen und Schluchzen zurück und warf die Arme um den Hals des lustigen Trösters: „O, lieber Bruder!" rief sie — sie mochte nicht Frieder sagen, wie die Andern, und Friedrich klang ihr zu vornehm, zu gewagt — „lieber Bruder, ich wollt', ich wär' bei unserer Mutter! Sieh, ich bin dir die ärmste Creatur auf der ganzen Gotteswelt! Morgen soll der Verspruch sein, und das ist mein Tod. Ich kann ihn nicht ansehen, er ist mir zu arg zuwider!"

„Soll ich ihn zerbrechen?" fragte er grimmig durch die Zähne.

„Um Gotteswillen, fang' keine Händel an! Du würdest mich nur aus dem Regen in die Traufe bringen." Sie schwieg eine Weile und fuhr dann verzagend fort: „Es gibt nur ein einziges Mittel, um aus dem Jammer hinaus zu kommen."

„Vermuthlich. Was denkst du?"

„Ich spring' in die Fils, und das noch heut' Nacht."

Friedrich lachte überlaut. „Du arm's Närrle! Das müßtest du künstlich angreifen bei dem niedern Wasserstand.

Nein, das ist nicht der Weg. Ich weiß einen andern — und der wär' ganz sicher, so bald man sich fest darauf verlassen könnte."

„Du bist ein leidiger Tröster."

„Ja sieh, Kind, es steht ganz bei dir, und du hast's in der Hand, ob das Mittel zuverlässig sein soll oder nicht. Kannst du dich auf dich selbst verlassen?"

Er sprach diese letzten Worte mit besonderer Stärke, und es lag dabei etwas Geheimnißvolles in seiner Stimme, so daß seine Schwester ihn verwundert ansah. „Ich weiß nicht, wo du hinaus willst," sagte sie.

„Der Mensch kann Alles, was er will," hob er an. „Heißt das, ich hab' mich nicht ganz richtig ausgedrückt. Der Mensch kann nicht Alles, was er will, denn ich mag wollen, so viel ich will, so kann ich z. B. nicht Tag aus Nacht machen." Er schwieg eine Weile, um seine Gedanken auf der ungewohnten Spur zu sammeln.

„Ja, das kann ich auch nicht," sagte Magdalene dazwischen, mit einem Tone, welcher deutlich verrieth, daß ihr das eine brodlose Weisheit dünke.

„Wart' nur, ich bin noch nicht auf dem rechten Trumm. Ich hätt' eigentlich sagen sollen: der Mensch kann Alles, was er nicht will."

„Jetzt hör' auf!" rief Magdalene unwillig. „Du bist dem Narren über's Säckle kommen. Wenn du mir keinen bessern Rath weißt, als solches Kauderwelsch, so muß ich ungetröstet in's Bett gehen."

„Ich schwitz', wie ein Magister," sagte er. „Ich möcht' dir das Ding recht glatt eingeben und bring's nicht richtig heraus. Aber halt, jetzt geht's. So hätt' ich sagen sollen: was der Mensch nicht haben will, das kann er sich vom Leib' halten."

„Da, halt' uns den Regen vom Leib', weil du so ein überstudirter Kopf bist," sagte Magdalene spottend. Es fing nämlich so eben zu tröpfeln an.

„Gegen den Regen sind Schirme gewachsen, oder auch zum Beispiel die Laube dort. Komm, wollen uns d'rin ber-

gen, denn es macht nicht blos naß herunter, sondern auch recht kühl, und ich bin noch lang' nicht fertig."

Die beiden Geschwister gingen mit einander nach der Laube. Sie war noch sommerlich genug überrankt, um vor dem Regen zu schützen, der jetzt in größeren Tropfen auf die Blätter niederschlug.

„Den Regen kann man sich allerdings vom Leib halten, wenn man irgendwo unterzustehen vermag," fuhr Friedrich fort. „Aber ich seh' jetzt doch, daß mein Gleichniß nicht auf Alles paßt. Denn, wenn mich zum Beispiel ein Blitz trifft, so kann ich ihn nicht —"

„Behüt' uns Gott!" unterbrach ihn seine Schwester. „Unberufen, unberufen, unberufen!" — Nachdem sie sich beeilt hatte, diese Zauberformel gegen böse Einflüsse und Vorbedeutungen dreimal auszusprechen, machte sie ihm lebhafte Vorwürfe wegen seiner sündlichen Rede.

„Das ist nur so figürlich gesagt," erwiderte er. „Ich hab' dir blos zeigen wollen, daß es Dinge in der Welt gibt, die man sich nicht vom Leib halten kann, wo man conträr wollen muß, man mag wollen oder nicht. Jetzt kann ich dir aber auch um so besser beweisen, daß es dafür andere Dinge gibt, die man sich vom Leib halten kann, wenn man nur recht tüchtig will. Zum Beispiel den Chirurgen —"

„Gott Lob und Dank, endlich kommst du doch auf den rechten Text. Aber sag' nur einmal, wie?"

„Du nimmst ihn eben nicht."

„Aber wenn der Vater sagt: du mußt?"

„Dann sagst du: ich will nicht."

„Kann ich mir dann auch die Streich' vom Leib halten?"

„Ja sieh', lieb's Kind, das ist's eben, darauf hab' ich von Anfang an hinaus gezielt, und jetzt ist der Text vollständig. Vogel friß oder stirb! das ist der Text. Wenn aber das Vögele nicht fressen will, und es will eben um keinen Preis nicht, so muß es zwar sterben, aber die Sach' ist doch nach seinem Schnabel gegangen. Das Leben ist der höchste Preis, den ein Vogel oder ein Mensch einsetzen kann, und mehr als das Leben kann man Einem auch nicht

nehmen. Wenn Einer nun seinen Sinn fest darauf richtet, daß er denkt: die und die Nuß will ich nicht beißen! so muß ihm zum Allerersten das Leben wohlfeiler sein als der Schnabel. Dann wird's aber auch ganz gewiß nach seinem Schnabel gehen und wird oft nicht einmal das Leben kosten. So sagst du jetzt, du mögest den Dürren nicht."

„Für mein Leben nicht!" rief das Mädchen leidenschaftlich.

„Just, wie ich sagen wollte! Du bekennst also selber, daß dir dein Leben nicht so lieb ist, als es dir lieb wär', des dürren Stecken ohne zu sein, und vorhin hast du ja gesagt, du wolltest lieber in die Fils springen. Damit pressirt's übrigens gerade nicht so sehr, nur muß es dein völliger Ernst sein, und zwar so, daß du dich lieber todtschlagen ließest. Sieh, dein Leben wird dir doch lieber sein, als eine trockene Haut oder ein heiler Rücken. Was ein heiler Rücken werth ist, das weiß ich aus Erfahrung, und ich kenn' auch des Vaters schwere Hand."

„Ja, ich auch."

„Du wirst sie aber doch nicht so fürchten, wie den Tod."

„Nein, das gerade nicht."

„Nun sieh, jetzt kannst du an dir selbst die Probe machen, ob's ein Ernst ist oder eine blose Redensart mit dem, was du gesagt hast. Die Menschen brauchen viel leere Redensarten. Da sagt Einer: Das und das lass' ich mir um's Leben nicht gefallen! Und nachher, wenn's d'rauf und d'ran kommt, läßt er sich's gefallen um des Esau's Linsengericht oder auch noch um weniger, oder weil er einen Buckel voll Schläg' fürchtet. Nimm dir einmal die Sach' genau in Augenschein. Was kann dir der Vater thun? Umbringen wird er dich nicht, du bist ja sein eigen Fleisch und Blut. Aber puffen wird er dich, dessen kannst du gewiß sein, und mach' dir nur keinen blauen Dunst darüber."

Magdalene seufzte.

„Auch sonst wird's dir übel gehen; du wirst ein wahres Hundeleben haben, mehr noch als bisher. So leid mir's thut, dir das für gewiß zu sagen, so müßt' ich ja doch ein schlechter Rathgeber sein, wenn ich's verschweigen wollte."

Magdalene seufzte abermals.

„Ich glaub's gern," fuhr er fort, „daß es dir schwer eingeht, aber dennoch mußt du's recht genau in's Aug' fassen. Uebrigens kannst du dir dabei voraus denken, wie du bei jedem scheelen Blick, bei jedem Streich, an jedem Hungertag sagen wirst: ist mir doch lieber, als wenn ich bei dem Zaunstecken sein müßte, den ich nicht mag. Und dann, wie lang' wird's dauern? Nur so lang', als sie meinen, daß sie dich zwingen können. Wenn deine Geduld größer ist als ihre Bosheit, so wird ihre Bosheit zu nichte. Der schlanke Freiersmann macht am Ende den Kuhhirten von Ulm, oder es find't sich unterdessen eine andere Gelegenheit, die dem Vater in die Augen sticht, so daß er ihm selber den Laufpaß gibt. Zeit gewonnen, ist Alles gewonnen. Mit dem Theil Ungemach, das du dir nicht vom Leib halten kannst, kaufst du dein junges Leben los von größerem Ungemach und behältst es unverschandirt, so daß dir der grüne Schleicher sein Lebtag nicht in's Bett kommen kann. Ich sag' dir, Magdalene, was ich da gesprochen habe — es ist zwar gar nichts Neues, und Viele reden desgleichen, aber sie wissen nicht, was sie sagen; denn es ist ein Geheimniß! Wer's aber recht versteht, der kann Wunder damit thun, und Wunder sind auch schon damit gethan worden! Mit drei einfältigen Wörtlein: Ich thu's nicht! und ich thu's eben nicht! damit kann ein rechter Kerl — Mannskerl oder Weibskerl, gilt gleich viel — einen Güterwagen sperren, und wenn sechs Dutzend Mecklenburger vorgespannt wären. Jetzt wirst du verstehen, warum ich gesagt hab': Das Mittel ist sicher, wenn man sich darauf verlassen kann. Frag' dich nun selber, ob es sicher ist."

Die Schwester trat fest und aufrecht vor den Bruder hin. „Und ich thu's eben nicht!" rief sie, seinen Ton nachahmend, indem sie dabei auf den Boden stampfte.

„So gefällst du mir," sagte er lachend. „Komm, setz' dich wieder. Sei nur standhaft und lass' dir sonst weiter keine graue Haar' wachsen. Ich bin ja um den Weg. Wenn sie dir den Futterkasten gar zu arg versperren, so will ich dein Rabe sein, und wenn des Alten Hand zu schwer wird

über dir, so will ich dazwischen springen und die schwersten Streiche auffangen. Du weißt ja, er ist leicht abzuleiten: wenn er Hist töbert, so braucht man ihm nur mit einem ungäben Wort zu kommen, dann läßt er Hist fahren und tobt Hott. Laß mich nur machen, ich will dir den Regen mit dem Dachtrauf vom Leib halten, ich hab' ja ein dickes Fell."

Magdalene wurde vollends ganz zuversichtlich, während sie dieses Schutz- und Trutzbündniß verabredeten. „Verlaß dich nur auf mich," sagte sie, „ich will zäh sein wie eine Katze."

„Recht so," erwiderte Friedrich. „Was will das bisle Ungemach heißen, wenn die Alte sich dafür das Gallenfieber an den Hals ärgert. Es ist doch ein wüst's Weibsbild, und was sie für abscheuliche Reden führt!"

„Ach, ich hab' mich so geschämt," sagte Magdalene, indem sie wieder zu weinen begann und den Kopf auf ihres Bruders Schulter legte. „Sie hat mir das Herz im Leib herumgedreht mit ihren bösen Worten. Ich will ja dem Mann sonst nichts Schlimmes nachgesagt haben, aber warum soll er mir denn mit's Teufels Gewalt gefallen? Es ist ja doch wahr, daß er alt ist und häßlich, und soll ich denn das nicht sagen dürfen?"

„Freilich darfst du's sagen, und ein recht's Mädle darf wohl ein Aug' auf ein Mannsbild haben und lugen, ob was Wohlgefälliges an ihm ist oder nicht. Die Heuchlerin, die! Glaub' mir nur, wenn Eine so verdammlich und augenverdreherisch redet und so den Willen Gottes vom Zaun bricht, die ist gewiß ein fauler Apfel."

„Ach geh, du wirfst das Beil auch gleich zu weit hinaus. Nachsagen kann man ihr nichts, und sie hat dem Vater immer genau Haus gehalten, nur gar zu genau."

„Meinetwegen, aber was sie da von ihrer Jugend schwätzt, das ist die lautere pure Heuchelei, und eh' ich's ihr glaube, eher glaub' ich, daß sie ein Hufeisen verloren hat. Für was braucht sie bei dir gleich auf so schandliche Gedanken zu kommen? Es sucht Keiner den Andern hinter'm Ofen, er sei denn selber dahinter gesteckt. Bleib' du bei deiner Art und schäm' dich nicht. Der lieb' Gott hat nichts dawider, wenn

dir ein frischgrüner Apfelbaum besser gefällt als eine dürre Pappel. Was, Dummheit! Gleich und gleich gesellt sich gern."

„Ja, du scheinst mir auch ein feiner Hecht zu sein!"

„Mit den Alten werd' ich's niemals halten, so viel ist gewiß. Jetzt möcht' ich nur mein Schwesterle recht anständig versorgt sehen. Wart' einmal, wir haben ja die Auswahl unter den jungen Burschen, wollen geschwind Musterung halten."

„Ach, schwätz' nicht so überzwerch heraus."

„Mit welchem soll ich denn gleich anfangen? Ja, da ist zum Exempel heut Abend der untere Müller da gewesen, der Georg."

Er bemerkte ein leichtes Zucken an seiner Schwester und drehte ihr Gesicht zu sich herum. „Was?" rief er, „hab' ich gleich auf den rechten Busch geklopft? Es ist nur schad', daß ich in der Dunkelheit nicht sehen kann, wie du dazu aussiehst."

„Laß mich zufrieden," sagte sie. „Ich hab' was Nöthigeres zu thun jetzt, als nach den jungen Burschen auszuschauen. Behalt' deinen Spott bei dir."

„Wenn dir's Ernst mit ihm ist, morgiges Tages bring' ich ihn herbei, und wenn ich den Kälberstrick dazu nehmen müßte! Ich bin ihm ohnehin noch eine Rache schuldig. Er hat mich einmal helfen liefern, und wiewohl ich ihm das nach Gestalt der Sachen nicht sonderlich nachtrage, so wär' mir's doch zweimal recht, ihn zur gnädigen Straf' an eine lebenslange Kette zu legen."

„Still, still!" rief sie und hielt ihm, übrigens erst, nachdem er ausgesprochen hatte, die Hand auf den Mund. „Komm, es ist schon so spät, wir müssen in's Bett. Der Vater könnt' lärmen."

Sie gingen leise in das Haus zurück und sagten einander gute Nacht. Friedrich aber wartete, bis seine Schwester in ihre Kammer hinauf gehuscht war, und sagte: „Ich muß doch probiren, ob man heut noch Wind und Wetter beobachten kann." Er schlich über den Oehrn, klinkte unhörbar die Thüre zum Wirthszimmer auf, wo ein Knecht in der Ecke schnarchte, durchmaß das Zimmer mit großen Schritten, aber so lautlos, daß ihm kaum der Sand unter den Füßen knisterte,

ging durch ein zweites kleineres und legte das Ohr an die Thüre, die in's Schlafgemach seiner Eltern führte. Er hatte sich nicht getäuscht, sie waren noch in einer Gardinenunterredung begriffen.

„Auch wider den untern Müller hätt' ich eigentlich nichts einzuwenden," hörte er seinen Vater sagen.

„Wie kommst du denn auf den?" fragte die Sonnenwirthin dagegen.

„Mir däucht's seit einem Vierteljahr oder so etwas her, daß er ein Aug' auf das Mädle hat. Er hat mir schon so eine Art Wink gegeben, freilich nicht mit dem Holzschlegel, denn er hat gar einen besonderen Stolz. Aber er ist ordentlich, bringt sein Sächle vorwärts und thät auch sonst besser für ein jung's Mädle passen, als so ein alter Krachwedel."

„Ei, Alterle, wie thust du doch so jung!" erwiderte die Sonnenwirthin. „Uebrigens hab' ich ebenmäßig nichts wider den Müller, und dem könntest du außerdem einen großen Gefallen erweisen. Ich hör', er will bauen, und da werden ihm ein paar tausend Gulden eine Frau erst recht werth machen."

„Das geht nicht!" brummte er dagegen. „Von der Sonne kann ich nichts weggeben. Die ist und bleibt der Grundstock in der Familie, die darf nicht einen Strahl von ihrem Glanz einbüßen."

„Dann wird er wenig Lust haben," sagte sie. „Zum Bauen hat er das Geld nöthig. So wacker er ist, so ist er doch noch zu jung, als daß ihm Jemand so viel leihen thät'! Also muß er's erheirathen."

„Soll anders wohin gehen."

„Der Chirurgus dagegen sagt, es sei eine Schande für einen Mann, wenn er beim Heirathen auf's Geld sehe. Er begehrt nichts dazu, er sagt, deine Tochter wär' ihm lieb, und wenn sie nackt und bloß zu ihm käme, er wolle sie schon ernähren."

„Nu, wenn sich kein Anderer meldet, so kann er sie haben."

„Ja sieh', aber er pressirt eben und wird auch nicht

gerad' warten wollen, bis es uns gefällig ist. Mit dem Probiren ist's so eine Sach'. Die Mannsleut' sind nicht so uninteressirt heutzutag'. Wenn nun kein Anderer käm', und der Chirurgus ging' sonst wo auf die Brautschau, so blieb' eben das Mädle sitzen, und das wär' doch ein Spott und eine Schand'."

„Hm!" brummte der Sonnenwirth.

„Der Habich ist besser als der Hättich," fuhr die Frau fort, „und wenn man einmal etwas thun will, so thut man's besser gleich, damit's nachher nicht zu spät ist. Mir kann's zwar soweit einerlei sein; es ist dein Kind und nicht mein's. Was geht's mich an, wenn sie eine alte Jungfer werden will? Meinetwegen kann sie in der Wirthschaft bleiben, so lang' sie mag. Deßhalb ist mir's am liebsten, wenn ich dabei ganz aus dem Spiel bleiben kann. Nichts Schwereres für eine Stiefmutter, als solcherlei Pflichten zu erfüllen; denn wenn ich noch so gut sorge, so bin ich doch eben die rechte Mutter nicht, und wird mir mein Sorgen noch obendrein verdacht. Mach' du die Sach' mit deiner Tochter ab. Sprich mit ihr und frage sie, was ihr gefällig sei."

„Fragen!" brauste der Sonnenwirth auf. „Man wird so ein Ding noch lange fragen. Sie soll froh sein, wenn man sie versorgt. Nun ja, der Haue muß ein Stiel gedreht werden. Also, wenn kein Anderer um den Weg ist, so mag's mein'thalben der Chirurgus sein. Aber da soll er sich nur das Maul abwischen: baar Geld kriegt er kein's von mir."

„Sei ganz ruhig. Bis wann soll denn die Sach jetzt richtig werden?"

„Das lass' ich dir über."

„Sieh, Schwan," hob die Sonnenwirthin mit einem freundlichen und überzeugenden Tone an, „ich hab' das schon voraus bedacht, denn ich muß ja doch an Alles denken. Weißt, morgen ist ja der Monatstag, da kommen die geistlichen Herren wieder zusammen."

„Hm," brummte der Sonnenwirth.

„Der Amtmann wird auch dabei sein, vielleicht sogar der Vogt von Göppingen."

„Hm, ja.“

„Und weil unser Haus eigentlich doch auch ein wenig über den Leisten geschlagen ist, so könnte man dem Ding einen Anstrich geben, daß es ein recht gesellschaftliches für-nehmes Aussehen bekäme. Weißt, auf so was verstehst du dich! Wenn die Herren dann aufstehen müssen und Gesund-heit trinken, so wird der Verspruch zur Hauptsach', und die Herren mögen wollen oder nicht, sie sind dann eigentlich nur um des Verspruchs willen da.“

Der Sonnenwirth hatte immer beifälliger gebrummt. „Dabei soll's bleiben!“ sagte er endlich. „Aber jetzt laß mich schlafen, hast mir die Zeit lang genug gemacht.“

Auch Friedrich hatte genug gehört. Leise, wie er gekom-men war, schlich er hinaus und begab sich auf seine Kam-mer, wo er lange nicht schlafen konnte.

Als er in der Frühe seiner Schwester auf der Treppe begegnete und sie ihm guten Morgen sagte, klang ihre Stimme gar nicht so entschlossen, wie vergangene Nacht. „Du machst ja ein Gesicht wie die Katz', wenn's donnert,“ raunte er ihr zu; „stell' dich krank, Magdalene, stell' dich krank und mach', daß du nur über den Tag hinüberkommst.“

„Es wär' keine Verstellung,“ erwiderte sie, „wenn ich mich wieder legte.“

„Thu's, thu's!“ rief er und sprang die letzten acht Staffeln mit Einem Satz hinab.

Er ging den Fußweg am Bache hin, der mitten durch den Flecken läuft. Die Gänge der Mühle klapperten ihm eifrig entgegen. Von der Brücke aus sah er den jungen Müller im Hofe beschäftigt, allerlei Holz zusammen zu sägen. Er blieb unschlüssig stehen, als aber jener aufblickte, setzte er sich in Bewegung, als ob ihn der Weg zufällig hier vorüberführe.

„Guten Morgen,“ rief er in den Hof hinein.

„Schön' Dank.“

„Treibst's gut um?“

„So so, la la,“ war die verdrossene Antwort.

„Ich glaub', an dir ist ein Zimmermann verloren gan-

gen," sagte Friedrich, indem er näher trat und sich gegen die Mauer lehnte.

„Hm, 's ist nur so ein wenig gebosselt."

„Man sagt ja, du wollest bauen, Georg?"

„Willst mir dabei an die Hand gehen, Frieder?"

„Ja, ich! Was hätt'st du von mir? Soll ich dir Steine zutragen?"

„Hm, ja, aber solche, wo der Karl Herzog d'rauf geprägt ist."

„Oder der alt' Kaiser? Du hast's gut vor, Brüderle, solche Bausteine sind mir zu schwer, die muß ich liegen lassen."

Die Beiden sahen einander an, und ihre scheinbar gleichgültigen Mienen spielten ein langes stummes Frag- und Antwortspiel.

„Ich muß eben sehen, wie ich ein Ducatenmännle in's Haus krieg'," sagte der Müller endlich. „Vielleicht wissen mir die Zigeuner eins."

„Oder ein Bettelmädle mit ein paar tausend Gulden," entgegnete Friedrich, den Stich verbeißend.

„Weißt mir eine?" fragte der Müller und sah ihn forschend an.

Friedrich schlug die Augen nieder und wühlte mit dem Fuß im Sägmehl, das am Boden lag. „Ist denn das Bauwesen so nöthig?" fuhr er endlich in seiner Verlegenheit heraus.

„Justement so nöthig, als dein Geschwätz unnöthig ist," war die Antwort.

„O, ich will nicht lang mit dir ränkeln, du zuckerig's Bürschle du. Bau du mein'twegen so hoch, wie der babylonisch' Thurm gewesen ist."

Dieses brummend, nahm er einen verdeckten Rückzug, das heißt, er setzte den eingeschlagenen Weg an der Mühle vorüber fort, um in einem weiten Bogen wieder nach Hause zu kommen.

Der junge Müller sah ihm verwundert und ärgerlich nach. „Ich glaub', der hat Maulaffen feil," brummte er, indem er wieder zur Säge griff.

„Die Katz' maust links, die Katz' maust links!" sagte Friedrich zu sich, mit bedenklichem Gesichte seine Schritte fördernd. „Ich wollt' nur, daß der Tag im Kalender durchgestrichen wär'."

Von Noth und Eifer getrieben rannte er dahin, obgleich er eigentlich nicht wußte, warum er zu eilen habe; es war eine Aufregung in ihm, die seinem Gesicht in diesem Augenblick ein besonders kräftiges Aussehen gab. Die Leute, die auf der Straße oder an den Fenstern waren, mußten ihn unwillkürlich mit Wohlgefallen betrachten, und ein Mädchen, das ihm begegnete, grüßte ihn auf eine Weise, die trotz seiner gedankenvollen Selbstvergessenheit nicht unbemerkt von ihm blieb. Es war ein schlankes Mädchen mit gelben Zöpfen, noch sehr jung und von auffallend hellen Gesichtszügen; in ihren Mienen lag eine eigenthümliche Mischung von Zutraulichkeit und Unschuld. Sie grüßte ihn mit dem gebräuchlichen Bauerngruße, das heißt, sie „wünschte ihm die Zeit", aber mit einem Blicke, der, so schnell und schüchtern er vorüberglitt, eine Freundlichkeit, eine gewisse Theilnahme und Hingebung aussprach, die nur in einem Blicke so ausgesprochen und eben deßhalb nicht weiter beschrieben werden kann. Genug, ihm war, als hätte sich das junge Mädchen mit diesem Blicke ganz und voll und warm in seine Arme gelegt, und er, für einen solchen Eindruck nichts weniger als unempfänglich, fühlte sich hingerissen, obgleich er sich erst einige Secunden nach der Begegnung bewußt ward, daß er gegrüßt worden sei, daß er einen Blick dabei wahrgenommen und daß dieser Blick ihm gegolten habe. Jetzt erst blieb er stehen und sah ihr nach. Sie war schon ziemlich weit entfernt, und ihre Zöpfe flogen lustig hinter ihr her. „Ich kenn' doch jedes Kind hier," sagte er, „ist's vielleicht eine Fremde? Sie trägt sich übrigens ganz Ebersbachisch. Aber das ist ein blitznett's Schelmengesicht!" — Er wäre ihr gerne nachgegangen, aber er scheute die Mühle. Auch fiel ihm nur allzubald die Sorge wieder auf's Herz, die ihn aus dem Hause getrieben hatte. Er wandte sich, durchmaß einige Gäßchen, ging weiter oben über das Wasser zurück und kam unverrichteter Dinge nach

Hause, wo ihm ein vielsagender Duft aus der Küche entgegenströmte.

Nach dem Essen, als er Gelegenheit fand, einen Augenblick mit seiner Schwester allein zu sein, fragte er sie: „Ist dir's noch wie gestern?“

Magdalene versuchte zu lachen; es wollte ihr aber nicht recht gelingen. „Ich thu's eben nicht!“ flüsterte sie, indem sie in der gestrigen Haltung auf den Boden stampfte; aber ihre Stimme klang wie eine ohnmächtige Einsprache gegen das Schicksal, und über ihre Augen flog ein Nebel hin. Die Geschwister hörten des Vaters Tritt; da stoben sie auseinander.

Friedrichs Beklemmung stieg immer höher. Der Geist der Gewaltthätigkeit begann in ihm wach zu werden. Er ging unruhig durch das Haus und suchte ein Brett, das ihm gerecht wäre. Dann stieg er auf den Boden, um Erbsen zu holen. Er wollte dem Chirurgus einen halsbrechenden Empfang bereiten. „Wenn sie mich auch wieder nach Ludwigsburg schicken,“ dachte er, „was thut's!“ Als er aber mit seinen Vorbereitungen fertig war, fiel es ihm ein, daß die geistlichen Herren, die heute ihr „Kränzchen“ in der Sonne hatten, mit nächstem anrücken würden, und er entsagte seinem Attentat. Vor der Klerisei hatte er einen wohlbegründeten Respekt. Denn, dachte er in seiner rohen Weise, statt des Chirurgen könnt' mir auch einer von den Pfarrern abe hageln, und das thät' mir schlimmer gedeihen, als wenn ich meinem Vater einen Strick um den Hals gemacht hätt' und hätt' ihn an den Schild hinaus gehenkt. Nicht lange, so erschienen die ersten der erwarteten Ankömmlinge. Von ihren weitschößigen schwarzen Röcken umrauscht, stiegen sie ernsthaft die Treppe empor, und ihre weißen Bäffchen oder Ueberschlägchen, wie man dieses geistliche Würdezeichen in Süddeutschland heißt, begleiteten ihre Unterredung, indem sie, beim Sprechen von den Halsmuskeln in Bewegung gesetzt, taktmäßig über der Brust auf und nieder klappten. Arglos überschritten die Pastoren die verhängnißvolle Staffel, die, wenn Gedanke und That ein Ding wären, ihnen ein Stein des Anstoßes und gewiß

auch nicht geringen Aergernisses geworden sein würde. Dem Chirurgus hatte es sein guter Geist eingegeben, daß er die Nachhut bildete, und so gelangte auch er wohlbehalten unter den Fittigen der geistlichen Macht herauf. Die Herren verfügten sich in ihr besonderes Cabinet. Die übrigen Mitglieder der Gesellschaft ließen nun auch nicht länger auf sich warten; als die Allerletzten kamen, um keine unschickliche Eile zu beweisen, der Pfarrer und, Saul unter den Propheten, der Amtmann des Orts. Mittlerweile fanden die dampfenden Schüsseln ihren Weg aus der Küche in's Cabinet. Die Sonnenwirthin und Magdalene trugen sie. Letztere hatte, als einen schwachen Versuch, sich mit Krankheit zu entschuldigen, ein Tuch um den Kopf gebunden, das ihr aber noch unterwegs von der sorgsamen Mutter abgerissen wurde. „Morgen kannst Kopfweh haben, so viel du willst," sagte sie, „aber heut darfst nicht wehleidig sein." Der Sonnenwirth begnügte sich, die Herren zu empfangen, in's Cabinet hinein zu complimentiren und von Zeit zu Zeit nachzusehen, ob nichts fehle. Der Chirurgus durfte die Flaschen auftragen helfen, was dem Amtmann und dem Pfarrer Anlaß gab, ein wenig zu sticheln. Nachher hatte er die Ehre, einem von den Herren Schnupftabak zu besorgen, und zuletzt, als man nichts mehr von ihm wollte, zog er sich mit einer feinen Wendung zurück. Mit dem Hauptauftritt mußte man natürlich warten, bis die Herren ihre nächste Aufgabe, nämlich die theils gebackenen, theils blau abgesottenen Forellen vom Tische verschwinden zu machen, bereinigt haben würden.

Friedrich war mit der Aufwartung im gewöhnlichen Wirthszimmer bei den Fuhrleuten betraut worden, erhielt aber nach einiger Zeit durch Vermittlung seiner Mutter, die ihm doch nicht recht traute, vom Vater den Befehl, in den Stall zu gehen und die Pferde zu füttern. Die unschuldigen Thiere mußten sich dabei manchen Puff gefallen lassen. Als er wieder herauf kam, sah er, was ihm sein Verstand schon gestern Abend hätte voraussagen können, seine Schwester als „glückliche Braut". Der Vater hatte sich inzwischen die Freiheit und die Ehre genommen, sie als solche im Cabi-

net vorzustellen, das man, um der Sache mehr Oeffentlichkeit und Ansehen zu geben, gegen das Wirthszimmer offen gelassen hatte. Die Herren wünschten Glück, stießen mit den Gläsern an und machten etliche versteckte scurrile Witze, Alles das, wie es bei solchen Gelegenheiten zu geschehen pflegt. Magdalene knixte mit ängstlichem Lächeln und zwang die Thränen zurück, die freilich sehr nahe waren, aber wie hätte sie vor so gewaltigen Herren wagen können, einen Willen geltend zu machen? Der Chirurgus stand neben ihr, ganz grün vor Seligkeit. Die Sonnenwirthin freute sich, daß sie den niederdrückenden Einfluß, den die Herrengesellschaft auf das Mädchen üben würde, so sicher voraus berechnet hatte. Der Sonnenwirth schmunzelte und schwamm in Wohlbehagen über die honoratiorenschaftliche Haupt- und Staatsaction. Friedrich seinerseits ließ im Wirthszimmer seine festliche Bewegung an einer Flasche aus, die, als sie mit lautem Klirren am Boden zerbrach, die allgemeine Stimmung durch Schrecken, Lachen, Zorn und Scheltworte hindurch in das gewöhnliche Geleise zurückbrachte. Die Thüre des Cabinets schloß sich wieder, die Wirthschaft ging ihren Gang, und als die Herren Abends ihre Sitzung aufhoben, blieb es ein Geheimniß, was der Gegenstand ihrer Unterhaltung gewesen war, ob die Ewigkeit der Höllenstrafen oder die Aufbesserung der Besoldungen. Nur Eines hatte sich entschieden und unabänderlich festgestellt, nämlich, daß Magdalene jetzt das war, was sie vergangene Nacht um keinen Preis, selbst nicht um den Preis ihres Lebens, hatte werden wollen.

Friedrich redete den ganzen Abend kein Wort mit seiner Schwester. Als sie ihn einmal lange schüchtern und bittend ansah, antwortete er mit einem Blick, der ihr deutlich sagte, daß er, wenn er Gelegenheit hätte, seinen tollen Jähzorn thätlich an ihr auslassen würde. Sie vermied es deßhalb, allein mit ihm zusammenzutreffen. Da man ihr jetzt keinen Zwang mehr anthat und ihr Bräutigam, geduldig auf besseres Wetter wartend, sich bei Zeiten nach Hause gemacht hatte, so ging sie noch vor dem Abendessen zu Bette.

Auch diese Nacht konnte Friedrich die Augen lange nicht

schließen. Es war ihm sehr übel zu Muthe. Der Zorn über das feige Benehmen seiner Schwester hatte sich in eine seltsame Bangigkeit verwandelt. Er fühlte sich ganz im Stich gelassen und begann, zu ahnen, daß ihm das Leben noch harte Nüsse zu knacken geben werde. Daß die Menschen nicht seien, wie sie sein sollten, das war ihm klar geworden; wie er aber selbst unter solchen Umständen eigentlich sein sollte, das wußte er so wenig, daß es ihm nicht einmal einfiel, auch nur die Frage an sich zu stellen. Mitleid, Angst, Empörung wechselten auf die wunderlichste Weise in ihm ab, und das Heimweh nach der sichern Umfriedigung des Zuchthauses kehrte ihm aber und abermals zurück. Er hatte es mit angesehen, wie neben den Verbrechern auch arme Waisen zu nicht schimpflicher Arbeit in dasselbe aufgenommen wurden, und ihr Loos wollte ihn wie ein neidenswerthes Glück bedünken. Aber mitten unter diesen verschiedenen Regungen fand er noch Raum genug in seinem Herzen, um mit vielem Behagen an das hübsche Mädchen zu denken, das ihn heute auf der Straße gegrüßt hatte.

4.

Der Jüngling, dessen groben, verworrenen Lebensfaden wir zu verfolgen unternommen haben, war, als er die väterliche Schwelle wieder betrat, über eine jener unsichtbaren Grenzen geschritten, welche sich durch die Gesellschaft und durch den einzelnen Menschen selbst hindurchziehen. Er empfand vor seinem Vater wo nicht Achtung, denn zu dieser gehört ein ausgebildeteres Bewußtsein, so doch eine unbestimmte Scheu, ja sogar unter rauher Decke einen Rest kindlicher Zuneigung; und dennoch sagte ihm ein unbestechliches Gefühl, daß er durch den blosen Rücktritt aus dem Kreise

des Waisenpfarrers in den Kreis des Sonnenwirthshauses um eine Stufe gefallen sei. Das Leben war hier ein ganz anderes und wies mit seinen alltäglichen und doch gebieterischen Zwecken so manche Forderung der reifenden Seele zurück, welche dort, obwohl unter dem einförmigen Frohndienst des Wollekrämpelns, von einem Geiste, den seine Zeitgenossen apostolisch nannten, geweckt worden war; aber die fortgesetzte Berührung mit dem Alltagsleben mußte auch zugleich die Wirkung haben, daß dieses Gefühl allmählig wieder in ihm abgestumpft wurde. Sein blutiges Handwerk, wie es das unendliche Weh, das aus den stummen Augen der Thiere jammert, zum Schweigen brachte, so schlug es auch die verwandte Stimme in der Menschenbrust nieder. Daneben waren die Gäste, mit denen er täglich in der Wirthsstube zu thun hatte, gewiß lauter „ehrliche Leute", aber wahrhaftig keine Tugendspiegel, und er hatte nur zu viele Gelegenheit, die mehr oder minder klare Betrachtung anzustellen, daß Achtbarkeit und guter Ruf in dieser Welt sehr oft weniger von einem streng ehrlichen und sittlichen Wesen, als von Klugheit und zufälligen Umständen abhängen. Je minder klar aber diese Betrachtung in ihm aufstieg, desto gefährlicher war sie ihm. Ueberhaupt wußte sein Kopf nichts von Nachdenken, sondern nur von raschen Eindrücken, die sich unter lärmenden Zechgenossen und auf dem Tanzboden entweder befestigten oder eben so rasch wieder verdampften. Dieses Bedürfniß, eine immer rege mißbehagliche Unruhe zu verjubeln, söhnte ihn auch wieder mit seiner Schwester aus, bald nachdem sie dem aufgedrungenen Bräutigam angetraut worden war. Denn da sie von ihrem Manne ziemlich leidlich behandelt wurde, so hatte sie dann und wann den Trost, dem geliebten Bruder einen auf die Seite gebrachten Groschen zustecken zu können, und Friedrich, den der Vater sehr kurz zu halten für gut befand, verschmähte die klingenden Beweise der Schwesterliebe nicht.

Während er auf diese Weise theils gleichgültig, theils in dumpfer Lustigkeit dahin lebte, kehrten auch seine äußeren Umstände ganz in das gewöhnliche Geleise zurück. Zu Hause

ging er unangefochten aus und ein und stand mit der Stiefmutter in jenem mürrischen Verkehr, wo Gewohnheit die Stelle der Liebe vertritt. Auch in der Gemeinde war er geduldet; Niemand zeigte sich ihm widerwärtig, Mancher blickte ihn freundlich an, und des Makels, der auf ihm haftete, schien nicht gedacht zu werden. Ihm selbst war nicht wohl und nicht wehe; mit dem Zuchthause hatte er auch den Waisenpfarrer vergessen. Ein strenges Gesicht machte ihm Niemand mehr als der Amtmann. Aber dies hatte wenig zu sagen, denn der Amtmann galt persönlich nicht sehr viel bei der Gemeinde und zu Hause gar nichts; auch nahm der im Grunde gutmüthige und schwache Mann eigentlich nur deßhalb eine Amtsmiene gegen ihn an, weil er ihn einmal in Untersuchung gehabt hatte und ihn nun, wo nicht mit Worten und Werken, so doch mit Geberden polizeilich überwachen zu müssen glaubte. Dagegen war er bei der Frau Amtmännin sehr gut angeschrieben, und zwar zu seiner eigenen Verwunderung besser, als er es verdiente, denn er hatte sich schon manche boshafte Bemerkung über ihr Pantoffelregiment erlaubt. Vielleicht war ihr nichts davon zu Ohren gekommen; genug, die stolze kräftige Frau empfand eine gewisse Theilnahme für den jungen Burschen, der schon so früh über die Schranken der bürgerlichen Ordnung gesprungen war. Es schien ihr nicht unangenehm zu sein, wenn sie ihren Fleischbedarf von ihm in's Haus getragen bekam, und der alte Sonnenwirth, der keine Art von Gnadenschimmer aus den Augen ließ, sorgte alsbald dafür, seinem Sohne dieses Ehrenrecht auf dem Wege des Herkommens zu überweisen. Die gestrenge Frau pflegte ihn dabei sehr huldvoll zu behandeln, sie reichte ihm manchmal ein Glas Wein, ermahnte ihn zu vernünftiger Aufführung, ergötzte sich aber besonders gerne an seinen eigenthümlichen freimüthigen Aeußerungen. An solchen ließ es Friedrich selten mangeln; denn wenn er einmal seine Schüchternheit gegen Vornehmere überwunden hatte, so that er seiner Zunge, zumal wenn aufgemuntert, keine Gewalt mehr an. Die Gunst der Amtmännin ebnete ihm auch sonst noch seinen Pfad;

der Schütz und die Schaarwächter, welche die Polizei im Flecken handhabten, ließen diese Stimmung ihrer Gebieterin nicht unbeachtet und drückten bei manchen Unregelmäßigkeiten des jungen Burschen, bei manchen kleinen Verstößen gegen die öffentliche Ordnung alle ihre Augen zu.

Unter diesen Umständen war er eines Morgens mit seinem Korbe in's Amthaus eingetreten. Die Amtmännin prüfte den Inhalt und sagte wohlgefällig: „Das gibt ein schönes Brätchen, ich hab' alle Consideration vor Seines Vaters Geschmack, sag' Er ihm einen Gruß, und ich sei wohl zufrieden."

„O, ich hab's selber ausgewählt, Frau Amtmännin," erwiderte Friedrich.

„Um so besser, so darf Er's auch selber in die Küche tragen. Geh' Er, mein Sohn, und bring' Er's der Kathrine hinaus. Daß Er sich aber nicht untersteht, dem Mädchen zu flattiren; ich habe mir sagen lassen, daß Er ein galanter Junker sei."

Friedrich lachte und trug das Fleisch in die Küche. „Da, Jungfer," sagte er, „und die Frau hat mir einen Kuß aufgetragen als Zugabe."

Das Mädchen ließ mit einem leisen Schrei den Korb fallen und flüchtete sich hinter den Herd. Sie hatte etwas Demüthiges und Gedrücktes in ihrem Wesen und sah, obwohl noch jugendlich und nicht unschön, doch blaß und verblüht aus. Sie war eine Verwandte der Amtmännin, die sie unter dem Namen einer Hausjungfer, eigentlich aber als Dienstmagd zu sich genommen hatte.

„Es ist nicht so ernstlich gemeint, Jungfer," lachte Friedrich. „Nur sachte mit der Braut! Das Fleischle da hätt' so sauber bleiben können, wie Ihre Tugend von meinetwegen bleiben soll."

Er hob das Fleisch vom Boden auf, warf es ihr auf den Herd und verließ die Küche, indem er brummte: „Was sich die nicht einbildet, und ist nur so ein Flügel."

Als er wieder in's Zimmer kam, um zu fragen, was die Frau Amtmännin auf morgen zu befehlen habe, fand

er ein Glas Wein eingeschenkt, zu dem er sich nicht lange nöthigen ließ.

„Hat's draußen was abgesetzt?“ fragte sie. „Ich meinte einen Fall zu hören.“

„O, der Jungfer ist nur ein kleiner Poss' passirt. Darauf hab' ich weiter gar nichts gesagt als ‚Sachte mit der Braut!‘ und da ist sie gleich ganz schiefrig geworden.“

Die gestrenge Frau lachte recht gnädig. „Es kommt ja nur auf den Mosje Friedrich an,“ sagte sie, „ob er aus dem Sprichwort Ernst machen will. Das Mädchen ist aus einer sehr guten, aber während der Minderjährigkeit des Herzogs unterdrückten und herabgekommenen Familie. Nun, dafür hat sie sich desto besser in der Welt fortbringen gelernt; das ist auch eine Aussteuer. Sie ist schon bei einem adeligen Geheimenrath in Diensten gewesen und weiß, was Mores sind. Das gäb' eine Wirthin, die den vornehmsten Gästen gewachsen wäre.“

Sie sagte dies Alles auf eine scherzhafte Weise, in welcher gleichwohl etwas Aufmunterndes lag. „Aber freilich,“ fügte sie hinzu, „Wirthe sehen mehr auf äußeres als auf inneres Metall, und bei Wirthssöhnen wird man ohne Zweifel den gleichen Gout antreffen.“

„Conträr, im Gegentheil,“ versetzte der junge Mensch, „ich seh' bei einem Mädle auf's Herz und nicht auf die Batzen. Liebreich ist über hübsch, und hübsch ist über reich. Aber Excüse, Frau Amtmännin, mein Sinn steht darauf, daß, wenn ich einmal heirathen thu', so muß es ein freies Mädle sein. Ich will mein Weib nicht aus der Dienstbarkeit holen. Arm darf sie wohl sein, aber keine solche, die schon auf der Adelsbank herumgerutscht und in vornehmen Häusern herumgepudelt worden ist.“

Die Amtmännin fuhr aus dem Armsessel auf, und ihre Contusche von Perse rauschte wie eine Windsbraut durch das Zimmer. „Er Flegel, der Er ist!“ schrie sie, „meint Er denn, ich werde meine Perlen vor solche Schweine werfen! Eine Zigeunerin wird Er noch kriegen oder des Seilers Tochter, wenn's hoch kommt, wozu alle Aussicht vorhanden ist! Reis'

Er sich auf der Stelle, und laß Er sich's nicht beigehen, mir wieder unter die Augen zu treten."

Friedrich hatte eben das Glas ergriffen, um zur Bekräftigung seiner Rede einen herzhaften Schluck zu thun, als dieser unerwartete Sturm bei vermeintlich heiterem Himmel ausbrach. Er setzte verblüfft das Glas auf den Tisch, ergriff seinen Korb und machte sich rücklings gegen die Thüre, wobei er den eben eintretenden Amtmann empfindlich auf den Fuß trat. Dieser neue Fehltritt war nicht geeignet, ihm seine Fassung wieder gewinnen zu helfen; vielmehr gelangte er strauchelnd und taumelnd zur Thüre hinaus, von grimmigen Blicken und unfreundschaftlichen Segenswünschen verfolgt.

„Aber die kann Einem den Marsch machen!" sagte er verwundert zu sich, als er auf der Straße war. Er trug langsam seinen Korb nach Hause, ohne sich recht erklären zu können, wodurch er die Frau so plötzlich gegen sich aufgebracht habe. Desto deutlicher stand ihm die doppelte Thatsache vor Augen, daß er um eine nicht zu verachtende Gönnerschaft ärmer und um einen furchtbaren Feind reicher geworden sei. Er verabredete hinter dem Rücken seines Vaters mit einem Knecht, daß dieser künftig statt seiner das Fleisch in's Amthaus tragen solle; aber trotz dieser Auskunft machte ihm der Vorgang nicht wenig zu schaffen. Verschüttet Oel ist nicht gut aufheben, sagte er den ganzen Tag bedenklich mit dem Sprichwort zu sich.

Was konnte er unter dem Gewichte dieser Betrachtung Besseres vornehmen, als die Flasche aufzusuchen, in welcher der Deutsche, der Jüngling wie der Greis, der gemeine Mann wie der vornehme, schon so manche Verlegenheit ersäuft oder erst recht groß gezogen hat! Sein Vater war ausgeritten, Ochsen zu kaufen und wurde erst in später Nacht zurück erwartet; die Stiefmutter aber stand nicht in so hohem Ansehen bei ihm, um ihretwegen die Hausordnung einzuhalten. Er erlaubte sich, das Nachtessen zu umgehen, und besuchte dafür ein Bäckerhaus, wo er gerne einzusprechen pflegte.

Die Stube war halbdunkel, als er sie betrat. Auf einem Ofenbänkchen dämmerte der Bäcker, wie es ihm schien;

die Wärme des Ofens ließ sich bei der vorgerückten Jahreszeit recht behaglich empfinden. Hinter dem erhellten Fenster, das in die Küche ging, bewegte sich eine Gestalt, die er für die Bäckerin hielt. „Duselst, Beck?“ sagte er, dem Manne im Vorübergehen einen freundschaftlichen Rippenstoß versetzend; „'n Schoppen Grillengift, Beckin!“ rief er dann, gegen die Küche gewendet, und schlug ein paar Mal mit der Faust auf den Tisch. Dann setzte er sich und stützte verdrießlich den Kopf auf die Hand.

Ein Licht wurde gebracht und vor ihn gestellt, ohne daß er den Kopf erhob. Gleich darauf stellte dieselbe Hand den begehrten Wein im Schoppenglase vor ihn auf den Tisch. Ohne aufzusehen, wurde er doch der Hand gewahr, die mit dem Glase vor seinen Augen erschien. Sie hatte, trotzdem daß sie nichts weniger als glatt und geschont aussah, etwas Zartes; die wohlgedrechselten Fingerchen schlangen sich allerliebst um das Glas, und an die Hand schloß sich ein zierlicher, runder, voller Arm. Eben wollte er verwundert fragen, wie die beleibte Bäckersfrau zu so anmuthigen Gliedmaßen komme, als ein fremdes feines Stimmchen das in den Wirthshäusern übliche „Wohl bekomm's“ dazu sprach. Er that die Hand von den Augen, sah hin, ließ den Arm auf den Tisch fallen, hob den Kopf und starrte mit freudigem Schrecken die Erscheinung an. Es war Niemand anders als das hübsche Mädchen mit den gelben Zöpfen, das ihm neulich bei seinem unglücklichen Werbungsversuch begegnet war, und das er seitdem nicht aus dem Sinn verloren hatte.

„Ei,“ sagte er lustig, „heut' hätt' ich eigentlich einen schwarzen Strich in den Kalender machen sollen, jetzt mach' ich aber einen rothen dafür. — Was ist denn das, Beckin?“ rief er der eintretenden Frau entgegen. „Habt Ihr Euch eine Kellnerin aus dem himmlischen Reich verschrieben?“

„Das ist keine Kellnerin,“ entgegnete sie, „es ist mein Dötle (Pathchen), das mir ein bißle im Haushalt und in der Wirthschaft aushilft.“

„Wie heiß'st denn, du Herzkäferle?“ fragte er.

„Christine,“ antwortete das Mädchen mit schüchternem

Lächeln und trat einige Schritte von ihm weg, indem sie zugleich jenen hingebenden Blick auf ihn fallen ließ, der ihm schon einmal durch die Seele gedrungen war.

„Bist du von hier?“

„Ja wäger ist sie von hier,“ sagte die Bäckerin, „sie ist ja des Hirschbauern Tochter.“

„Daß dich der Strahl!“ rief er. „Ich hätt' geglaubt, ich sollt' Kind und Kegel im Flecken hier kennen. Ja, dort hinaus bin ich freilich in Jahr und Tag nicht gekommen.“

„Arme Leut' sind unwerth,“ versetzte die Bäckerin, „denen läuft Niemand nach.“

„O, Beckin, redet nicht so! Ihr wißt wohl, daß es mir anders um's Herz ist. Aber,“ wandte er sich zum Mädchen, „wo steckst denn du, du Zuckerstengele, daß ich dich noch kein einzig's Mal in's Aug' gefaßt hab'? Man sollt' dich ja wahrhaftig für eine Fremde halten.“

„Sie ist nie viel unter die Leut' kommen,“ antwortete ihre Pathin für sie. „Sie ist von Kind auf immer so ein Dürftele gewesen.“

„Es ist heut' nicht das erst' Mal,“ sagte Christine leise und freundlich.

„Ja, gelt?“ erwiderte er lebhaft, „neulich sind wir einander auch begegnet?“

„Das ist wiederum nicht das erst' Mal gewesen.“

„Ja, das Mädle hat Euch noch einen Dank abzustatten von lang her, für etwas, da Euer Herz nicht mehr dran denkt. Geh, erzähl's ihm, Christinele.“

„Ich nicht!“ rief das Mädchen und zog sich kichernd hinter den Ofen zurück. „Erzählet Ihr's, Dote!“

„Muß ich das Maul für dich aufthun, du Dichele?“ sagte diese. „Nun also! Ich will anfangen, wie man ein Märlein anfängt. Es ist einmal ein klein's Mädle gewesen, hat Bäcklein gehabt wie Milch und Blut, das Spruchbuch hat's unter'm Arm getragen, und ein großer Apfel, so rothbackig wie es selber, der hat ihm aus dem Schürzentäschle herausgeguckt. So ein Apfel unter der Schulzeit — Ihr

werdet's wohl noch wissen — das ist für ein Schulkind so viel oder noch mehr als für einen jungen Burschen ein Schoppen Wein im Beckenhaus. Kommt so ein barfüßiger Flegel daher, ein paar Jahr älter als das Kind, und sagt: ‚Gleich gibst mir dein Apfel, oder ich schlag' dir ein paar Zähn' in Hals!' Mein Christinele schreit und rennt, was gilt's, was hast! Aber der Bub' hintendrein und faßt sie am Fittig und schüttelt sie und will ihr den Apfel nehmen. Da kommt aber einer über ihn, und wer anders als der Sonnenwirthle, der Frieder, der nie kein Unrecht mit müßiger Faust hat ansehen können. Der faßt den groben Zolgen und schüttelt ihn ebenmäßig und steckt ihm ein Paar, aber nicht wie's die Buben austheilen, sondern wie's die Buben von einem Mann kriegen, wenn ein Markstein gesetzt wird."

„Gott's Blitz!" rief er fröhlich lachend, „jetzt geht mir ein Licht auf. „Das ist ja der Fischerhanne gewesen, ja, ja, den hab' ich einmal durchgeliedert, weil er ein Kind mißhandelt hat, wie ein Räuber und Buschklepper."

„Ja, und dann habt Ihr dem Kind noch ein Brod dazu gegeben. Da, nimm, habt Ihr gesagt, damit dir der Apfel kein' öden Magen macht."

„Kann sein," sagte er, „das weiß ich nicht mehr, jedenfalls ist's gern geschehen. Was, und das Kind bist du gewesen, du Engele, du goldig's?" rief er hinter den Ofen.

„Freilich," erwiderte die Bäckerin. „Aus Kindern werden Leute und so weiter, Ihr wißt ja, wie das Sprichwort sagt. Aber die Gutthat, die hat Euch mein Christinele in einem feinen Herzen nachgetragen, Beides, das Brod und daß Ihr meinen Apfel vertheidigt habt, — denn von mir ist er gewesen."

Er hatte nicht mehr ganz ausgehört. „Ist's wahr," rief er, indem er das Mädchen, das sich sträubte und anmuthig lachte, hinter dem Ofen hervorzog, „ist's wahr, daß du mich noch kennst und hast selbiges Stück im Herzen behalten?"

„Ja, es ist wahr," antwortete sie, „und ich hätt' gern —"

„Was hätt'st gern? Wieder ein Stück Brod?"

Sie lachte überlaut. „Heimgegeben hätt' ich's gern.“

„So, du möchtest mir die Laib' heimgeben?“ Er schlang den Arm um ihre Hüfte und gab ihr mit einem Wink zu verstehen, daß jetzt die beste Gelegenheit zu einer ihm anständigen Belohnung wäre. Die Bäckerin hatte den Kopf gewendet, der Mann schlief auf der Ofenbank. Er drückte sie an sich und suchte mit dem Mund ihre Lippen. Sie wich ihm lächelnd aus, ohne die vielverheißenden Augen von ihm abzuwenden, und wie er sie am Kinn fassen wollte, um das unbotmäßige Köpfchen in festen Verwahrsam zu nehmen, kam sie ihm plötzlich mit den Lippen zuvor. Sein Wunsch war in Freiheit gewährt, ehe er zu Zwangsmitteln schreiten konnte; ein Kuß, nicht lang, nicht voll, nicht feurig, aber blitzartig treffend war ihm an den Mund geflogen und fuhr ihm durch Mark und Bein. Ihre Lippen hafteten nur einen Augenblick; im selben Augenblick war sie ihm unter dem Arm durchgeschlüpft und huschte in die Küche hinaus.

Mit diesem Kusse war der Würfel über sein künftiges Schicksal geworfen.

In der ersten Aufwallung seiner Leidenschaft wollte er dem Mädchen nacheilen, aber eine andere Regung hielt ihn zurück. Er glaubte in dem hellen, freundlichen Gesichte, obgleich es fast noch unmündig aussah, einen Zug zu erkennen, der keine Zudringlichkeit aufkommen ließ, und besorgte, daß er die gute Meinung, die das Mädchen seit den Kinderjahren in ihrem dankbaren Herzen von ihm behalten hatte, leicht verscherzen könnte. Diese Betrachtungen hüllten sich jedoch in das Gewand des Stolzes. „Was, soll ich den Küchemichel machen?“ sagte er zu sich und setzte sich trotzig wieder an den Tisch.

Die Stube füllte sich allmählig mit Gästen. Was auf dem Dorfe Wirthshausbesucher sind, die bilden so ziemlich denselben unveränderten Kreis und wechseln nur den Ort. Heute findet man sie in der Sonne, morgen geben sie dem Dreikönig etwas „zu lösen“, übermorgen sind sie beim „Becken“, über-übermorgen in der Krone, Donnerstags gehen sie zum „wüthigen Esel“, Freitags kriechen sie zum Kreuz,

und am Sonnabend thut ihnen die Wahl weh zwischen dem Dutzend von Wirthshäusern, die noch übrig sind.

Friedrich nahm sich den Abend zusammen, um seinen Herzenszustand nicht zu verrathen. Er verrieth ihn aber jeden Augenblick. Er trank ein Glas um das andere, um Christinens Gegenwart zu genießen und etwa ihre Hand beim Darreichen zu berühren. Hierzu mußte er jedesmal den Augenblick wählen, wo sie gerade im Zimmer anwesend war, und dies nöthigte ihn, oft einen starken Rest mit einem einzigen Zuge zu leeren. Die Andern hatten sein Treiben schnell durchschaut und gaben ihr muthwilliges Ergötzen bald durch einen Augenwink, bald durch ein schiefgezogenes Maul zu erkennen. Die Gläser, die er aus Christinens Hand empfing, stiegen ihm nach und nach in den Kopf. Er sang, lachte, schwatzte viel und ließ seine gute Laune an Einem und dem Andern der Anwesenden aus, endlich aber auch an der abwesenden Frau Amtmännin, die er sich nicht entblödete, eine alte Kupplerin zu schelten. Wer weiß, welch' thörichtes Zeug er noch angerichtet haben würde, wenn nicht Christine, vielleicht absichtlich zu seinem Besten, den klugen Einfall gehabt hätte, die Magnetnadel nach dem entgegengesetzten Pol zu drehen. Sie wischte auf einmal mit einem Gut' Nacht, das wenigstens deutlich auf sein Ohr berechnet war, zur Thüre hinaus. Er wagte ihr nicht seine Begleitung anzubieten, aber nun war auch seines Bleibens nicht länger mehr. Allen Neckereien und Herausforderungen der Andern zum Trotz machte er sich so schnell als möglich los; er hoffte, sie noch unterwegs einzuholen. Da er aber bei all seiner Aufregung doch so viel Rücksicht genommen hatte, um einigermaßen den Schein zu meiden, so gelang ihm sein Vorhaben nicht.

Er ging mit eiligen Schritten an's Ende des Fleckens, wo etwas abgesondert das Häuschen ihres Vaters lag. Seine Tritte hallten durch die Nacht. Er umging das Haus, aber kein Licht war zu sehen. Er lehnte sich lange an den Backofen, der wie ein großer Bauch aus dem Hause hervorragte. Dann setzte er sich auf die Deichsel des Wagens, der unter dem Schupfe stand. Im Hause war Alles stille, nirgends

ein Laut, weder ein Tritt in einer Kammer, noch das Krachen einer Treppenstufe zu vernehmen. „Du leichtfüßig's Vögele du," sagte er, „bist schon in's Bett geschlupft und schlafst. Gut' Nacht, Christinele, gut' Nacht, Schatz! Mein mußt du werden, und wenn ich die Stern' vom Himmel reißen müßt'!"

Seine Zechgenossen, als er die Stube verlassen hatte, sahen einander erst stillschweigend an, dann machten sie allerlei Bemerkungen, sowohl über den unerhörten trunkenen Freimuth, mit dem er die Maria Theresia des Fleckens anzutasten gewagt, als über das plötzliche Feuer, das sich durch Flammen und Rauch verrathen hatte, und zwar kreuzten sich die Bemerkungen über diese beiden Gegenstände.

„Ich glaub', der hat 'n Leibschaden unterm Hut," fing Einer an.

„Schätz' wohl, und unterm Brusttuch deßgleichen," sagte ein Anderer.

„Der hat dem Dr— 'n Ohrfeig' 'geben!" versetzte ein Dritter.

„Reitet der das Maul spazieren, oder das Maul ihn?"

„Ja, der reitet sich selber hinein."

„Und die Augen sind auch mit ihm durchgegangen."

„Ich glaub', die hat's ihm angethan."

„Beckin, ich glaub', Euer Dötle kann hexen. Sie gäb' übrigens eine zierliche Sonnenwirthin, heißt das, wenn ihm der Alte, nach Gestalt der Sachen, die Regierung übergibt."

„O, ihr Leut', redet doch nicht so gottlos!" sagte die Bäckerin lachend dazwischen.

„Der wird ankommen, wie die S— im Judenhaus."

„Er ist und bleibt halt des Sonnenwirths sein Frieder."

„Ja, ja!" riefen Alle zusammen, und nachdem sie in solchen sprichwörtlichen Redensarten dem „Geist" Luft gemacht hatten, gingen sie heim, um denselben für diesesmal „ruhen zu lassen".

5.

Der trotzigste Bursche in ganz Ebersbach war mit Einem Schlage so umgewandelt, daß ihn sein eigener Vater nicht mehr erkannte. Er zeigte sich demüthig, dienstfertig und zu Allem willig; seine angeborene Gutherzigheit brach siegreich hervor, wie wenn nach langem Unwetter der Himmel wieder blau erscheint. Sein Vater wurde täglich zufriedener mit ihm: denn einmal ersparte ihm Friedrich ein paar Knechte, so fleißig und anstellig war er jetzt; dann that er der Kundschaft sichtlichen Vorschub, sowohl in der Metzig, wo der weibliche Theil des Fleckens die Fleischeinkäufe am liebsten bei ihm besorgte, als auch in der Schenke, wo seine heitere Laune an die Gäste, während er selbst sich des Schlemmens enthielt, manche Flasche mehr absetzte; und endlich konnte es dem Alten doch auch nicht ganz gleichgültig sein, den einzigen Sohn, in dessen Hände dereinst die Sonne kommen sollte, so einschlagen und in sich gehen zu sehen. Von dem Vorfall mit der Amtmännin erfuhr er nichts, denn diese hatte ihre Pille stillschweigend verschluckt; und als es ihm nach einiger Zeit auffiel, daß Friedrich kein Fleisch mehr in's Amthaus trug, so entschuldigte dieser sein Wegbleiben damit, daß die Amtmännin nicht undeutlich die Absicht blicken lasse, ihm ihre Köchin zu kuppeln, worauf der Alte sein Betragen höchlich billigte. Er ließ schon in der Stille sein Auge unter zwei oder drei Posthalterstöchtern in der Gegend umherschweifen, denn wie die alten Grafen von Wirtenberg auf den Herzogshut, so war der Sonnenwirth mit allen erdenklichen Mitteln darauf bedacht, der Sonne durch Verbindung mit einer Postgerechtigkeit, die durch Heirath am wohlfeilsten zu erlangen war, einen höheren Aufschwung zu geben. Noch immer zwar blieb er in Mienen und Worten streng gegen seinen Sohn, denn er hielt es, wie er sagte, für gerathen, den Burschen „in der Stange zu reiten“; aber wenn er sich von ihm unbeachtet glaubte, so schmunzelte er oft recht be=

haglich hinter ihm her. Unter diesen Umständen mußte auch die Stiefmutter zu einer berechneten Freundlichkeit aufthauen, denn bei eintretenden Veränderungen wurde Friedrich, ob es ihr nun gefallen mochte oder nicht, eine bedeutende Person für sie. Uebrigens dauerte diese Consideration, wie die Frau Amtmännin es genannt haben würde, nur kurze Zeit: nachdem ihr der Fischer eines Tages seinen heimlichen Bericht abgestattet hatte, begann auf ihrem Gesichte ein zweideutiges Lächeln stehend zu werden, welches hinter Friedrichs Rücken oft eben so höhnisch als das seines Vaters wohlgefällig war. Diesem hatte sie längst seine Plane abgelauscht und wußte ihn durch gelegentlich hingeworfene Reden eifrig darin zu bestärken. Zu dem Fischer sagte sie bei jener Gelegenheit: „Ich hab' mir's von Anfang eingebild't, daß der Bub' nicht gut thun wird, es ist seine Art nicht.“ — „So einem reichen Söhnlein,“ erwiderte der Fischer, „hätt' man Zuchthaus und Alles verziehen. Ich möcht' nur auch sehen, wie man selbigenfalls mit unser Einem umging; da wär' kein Aufkommen mehr. Wiewohl, der begehrt doch den Berg abe, er kann eben das Glück nicht vertragen.“

Inzwischen waren Friedrich's Versuche, Christinen in den nächsten Tagen nach jener Begegnung im Bäckerhause wieder anzutreffen, vergeblich gewesen, und nach einem unangenehmen Auftritt mit dem obern Müller, der aus Groll, daß er ihn nicht unter seine schwiegerväterliche Aufsicht bekommen konnte, sich einige Anzüglichkeiten gegen ihn erlaubte, gab er diese Versuche völlig auf. Nicht, daß er das Feld als Besiegter geräumt hätte, denn der Müller war sowohl mit der Zunge als mit der Faust zu kurz gekommen, aber er vermochte es nicht zu ertragen, seine Herzensangelegenheit zum Gegenstand roher Scherze gemacht zu sehen. Er hätte der ganzen Welt verbieten mögen, ein Wort davon zu reden; wußte er doch nicht, daß es für die menschliche Zunge, wie sie nun einmal bei Vielen seiner Nachbarn beschaffen war, keinen köstlicheren Genuß gab, als eine Liebschaft zu verarbeiten, und daß ihr solch ein Festmahl um so süßer schmeckte, je mehr Gift und Bitterkeit sie beimischen konnte.

Da er Christinen nirgends zu Gesicht bekam und die Entfernung von ihr nicht länger aushalten zu können meinte, so beschloß er endlich, geradezu in die Familie seiner Geliebten einzudringen, ein Unternehmen, das auf dem Lande meist mit mehr Schwierigkeiten und Verlegenheiten verbunden ist, als in der Stadt, weil der Bauer den Dingen ohne Umschweif auf den Grund geht und über den Zweck eines Besuches nicht in entfernten Anspielungen und Feinheiten, sondern ganz rund und glatt und grob belehrt sein will. Auch wird auf diesem Wege nicht leicht eine Liebschaft, sondern nur eine schon vorher fertig abgemachte Werbung in's Werk gesetzt. Nun würde zwar der Eintritt in das Haus des Hirschbauern nicht so viel Kopfzerbrechens erfordert haben als anderwärts ein solcher Versuch, denn die Leute waren bitterlich arm und hatten sogar schon während einer Krankheit des Hausvaters Unterstützungen aus dem Kirchensäckel genossen, der in den Gemeinden für Kirchenzwecke und Armenfürsorge gestiftet ist und gewöhnlich „der Heilig'" genannt wird. Man konnte deßhalb ohne große Scheu voraussetzen, daß sie einen Zuspruch aus der Sonne wohl auch nicht verschmähen und die Ueberbringung desselben durch den Sohn des Hauses, statt durch einen Knecht, als eine besondere Ehre aufnehmen würden; allein der junge Mensch war trotz der Rohheit, in welcher ihn die herrschende Sitte seiner Umgebung erhielt, zumal wo es sich um das Betragen des Vermöglicheren gegen den Armen handelte, zartfühlend genug, sich die Thüre zu dem Mädchen seines Herzens nicht mit einem unumwundenen Almosen eröffnen zu wollen. Er erdachte sich vielmehr einen anderen Weg, der ihn ohne Demüthigung derselben, aber doch mit einer kleinen Strafe für ihre Zurückhaltung, zu dem ersehnten Ziele führen sollte. Neben einer Kuh und einer Ziege, die dem Hirschbauer als Ueberreste eines ohnehin geringen Viehstandes geblieben waren und so kümmerlichen Unterhalt gewährten, daß der Backofen am Hause nur noch wie ein Spott über die Nahrungslosigkeit aussah, besaß die Familie ein Lamm, das aber eigentlich Christinen gehörte, welche es einst als krank, aufgegeben und

werthlos vom Schäfer zum Geschenk erhalten, durch ihre mitleidige Pflege jedoch sich selbst und ihrem kleinen Bruder zur Freude davongebracht hatte. Alles dieses war von Friedrich ausgekundschaftet worden, und so trat der junge Bewerber eines Tages mit dem gleichgültigsten Gesichte unter dem Vorwande eines Handels in das Haus. Christine, die ihn vom Fenster aus kommen sah, begab sich geschwind aus der Stube, um ihre Bestürzung nicht merken zu lassen; aber sie müßte kein Mädchen gewesen sein, wenn sie nicht, nachdem der erste Schrecken vorüber war, das Herz in die Hände genommen und sich wieder an ihre Kunkel gesetzt hätte. Gleichwohl konnte sie es nicht wehren, daß, als sie eintrat und mit demüthig leisem Gruße an dem Besuch vorüberging, eine helle Röthe ihr in's Antlitz schoß. Dieselbe wich jedoch schnell, als das Mädchen gewahr wurde, daß ihr Schäflein dem jungen Metzger verkauft sei, daß sie es verlieren und an die Schlachtbank abgeben müsse. Das Geld lag schon blank auf dem Tische, ein lockender Preis, dem die Armuth nicht wohl widerstehen konnte. Christine erblaßte und hob kindlich zu weinen an; sie richtete ihre Augen mit einem so schmerzlichen Blick auf den Beschützer ihrer Kindheit, der ihr jetzt Das anthun konnte, daß dieser, dem der Stachel des stummen Vorwurfs durch das Herz ging, sein Spiel beinahe bereute und es schneller, als er sich vorgenommen hatte, zu Ende führte. „Es scheint," sagte er, „der Jungfer thut es and nach dem Thierlein; ich würd' mich ja der Sünde fürchten, ihr so in's Herz zu schneiden; nun ist's aber einmal gekauft und bezahlt, und da beißt die Maus keinen Faden davon; also wird's, schätz' ich, das Beste sein, ich geb's ihr derweil in Verwahrung und lass' ihr's anbefohlen sein, bis ich's einmal nöthiger hab', als just heut'; mir ist's nicht so eilig damit, und bei ihr kommt vielleicht einmal eine Zeit, wo sie ihr Herz von dem Thierlein losmacht und an etwas Anders hängt." — Er blickte ihr dabei listig lächelnd in's Gesicht, wo durch die Regenschauer wieder ein Sonnenschein geschlichen kam, und da dem Hirschbauer die Sache weder lieb noch leid zu sein schien, die Mutter aber

beifällig lachte, so fuhr er fort: „So wären wir also Handels eins, aber das muß ich mir ausbedingen, daß ich unterzwispferts nach meinem Lamm schauen darf, ob's auch in guter Wartung steht, denn es ist und bleibt mein Eigenthum, und ich will's hier nur eingestellt haben; also von Zeit zu Zeit werd' ich so frei sein und anfragen, ob's brav gedeiht." Dabei krabbelte er kunstgerecht an dem Lämmchen herum, wartete keine Antwort ab, sondern sprang gewandt wie ein Cavalier auf andere Dinge über, schwatzte von dem und jenem, streichelte und neckte den kleinen Wollkopf, der, dem Aeußern nach noch glücklicher als Christine, sein gerettetes Lamm festhielt, fragte nach den beiden ältern Söhnen, welche ja seine Schulkameraden seien, und als die Mutter nicht ermangelte, dieselben herbeizurufen, so lud er sie kurzweg ein, den „Weinkauf" über den abgeschlossenen Handel zu trinken, denn derselbe müsse stät und fest sein. Dabei faßte er die beiden Bursche, die ungefähr in seinem Alter sein mochten, an den Armen, trieb sie zur Thür hinaus, ohne ihnen Zeit zu einer Widerrede zu lassen, nahm Abschied und war mit ihnen fort, ehe Jemand etwas zu thun oder zu sagen wußte. Die Hirschbäuerin allein war gefaßt genug, ihm nachzurufen, er möchte so frei sein, ihnen bald wieder die Ehre zu schenken.

Der Hirschbauer sah sein Weib eine Weile in stiller Verwunderung an, während Christine sich wieder auf die Seite machte, um wenigstens dem ersten Anlauf etwaiger Erörterungen auszuweichen, wobei sie jedoch wohlweislich die Thüre ein wenig offen ließ.

„Das hätt'st du auch können bleiben lassen," sagte er endlich verdrießlich, „es kommt mir grad vor, wie wenn man dem Marder den Schlüssel zum Taubenschlag ausliefert."

„Wenn du dich nur nicht auf Gesichter verstehen wolltest," entgegnete sie. „Hast ihm denn nicht in die Augen gesehen? Der meint's ehrlich."

„Ein Sohn aus einem fürnehmen Haus!"

„Ei, hat nicht auch der reiche Boas die Ruth geheirathet, die arme Aehrenleserin?"

„Man lebt jetzt nicht mehr im alten Testament. Und wenn auch e r aus der Art geschlagen wär', was wird der Sonnenwirth dazu sagen? Wart, du wirst eine Ehr' aufheben."

„Kommt Zeit, kommt Rath."

„Die Zeit bringt nicht blos Rosen, sie bringt auch Disteln."

„Je nachdem man's pflanzt. Das Sprichwort sagt: Mädchen müssen nach Einer Feder über drei Zäune springen. Von den armen gilt das zwei Mal."

„Ich will mein Kind Keinem nachwerfen," fuhr er auf.

„Davon ist auch nicht die Red'," sagte sie. „Nachwerfen und Versorgen ist nicht einerlei. Wenn du das aber so sicher hast, wie den Weck auf'm Laden, so kannst du freilich sitzen und warten, bis ein Freier aus Schlaraffenland angeritten kommt, um sich die vollen Kisten und Kasten zu besehen."

„Schwätz' du dem Teufel ein Ohr weg," sagte er, der Thüre zugehend. „Ich aber will keine Unehr' und keinen Unfrieden von der Sach' haben."

„Du bist kurz angebunden," warf sie ihm nach, „und aber, was du sagst, gibt auch noch kein' langen Faden. Denk' nur auch dran, daß das fürnehm' Füllen einen großen Fleck hat, der's nicht schöner macht. Der Sonnenwirth muß ja selber wissen, daß er nicht mehr den höchsten Preis daraus löst. Aber was zum Reitpferd verdorben ist, gibt oft noch ein gutes Ackerpferd, und einem geschenkten Gaul guck' ich nicht in's Maul."

Der Alte blieb in der Thüre stehen. Die letzten Bemerkungen seines Weibes schienen ihm doch einigermaßen einzuleuchten. Er antwortete nichts darauf, dachte aber eine Weile nach und ging dann mit einem halb mürrischen, halb zufriedenen Brummen hinaus.

Die Mutter rief Christinen, die gar nicht weit gewesen war. „Mach', daß du an die Kunkel kommst, Sonnenwirthin," sagte sie. „Meinst du, es sei schon s o weit, und du könnest Feierabend machen?"

„Mutter," erwiderte das Mädchen, auf die grobe Füllung der Kunkel deutend, „ich weiß wohl, das gibt kein Hochzeitskleid."

„Unser Herrgott hat die Welt aus Nichts erschaffen und den Menschen aus einem Erdenkloß. Die Amtmännin ist, just wie ihre Kathrine, eine arme Hausjungfer gewesen bei einer großen Herrschaft, und jetzt ist sie eine allmächtige Frau, die einen ganzen Flecken regiert, und wie! Laß du nur den lieben Gott walten. Aber das sag' ich dir," rief die alte Bäuerin mit erhobener Stimme, indem sie dicht vor ihre Tochter trat und ihr die geballte Faust vor das Gesicht hielt, „das sag' ich dir, daß du mir keinen dummen Streich machst, sonst lass' ich kein ganzes Glied an dir."

Christine antwortete nichts, sie spann emsig fort und ließ die Spindel nur leise auf dem Boden tanzen.

Während dieser Zeit war es ihren Brüdern im Bäckerhause, wohin Friedrich sie geführt, nicht wenig wohl gegangen. Wein war eine seltene Kostbarkeit für sie, und die Kameradschaft des Sonnenwirthssohnes schmeichelte ihnen, unerachtet des Makels, der ihm anklebte, so sehr, daß sie den Mund kaum zusammenbrachten und jeden Spaß, den er auftischte, mit lautem Gelächter begrüßten. Christinens wurde mit keinem Wort erwähnt, aber beim Aufbruch gab er ihnen eine Flasche von seinem „Grillengift" mit, damit die zu Hause, wie er sich ausdrückte, auch etwas davon hätten. Ohne Zweifel hatte er damit nicht blos die beiden Alten gemeint. Zur Steuer der Wahrheit und Vollständigkeit der Geschichte muß noch gesagt werden, daß er die Zeche schuldig bleiben und sich von der schmunzelnden Wirthin eine Borgfrist von etlichen Tagen erbitten mußte; denn der Schafhandel, so große Vortheile er ihm auch in der Zukunft versprach, hatte für den Augenblick seine Baarschaft völlig erschöpft.

Im Weggehen wandte er sich an den einen von seinen beiden neuen Freunden. „Thätest mir einen Gefallen, Jerg?"

„Zwei für ein', Frieder."

„Ich hab' eine schöne Pirschbüchse," sagte er lächelnd, „die mir unwerth geworden ist. Sei so gut und trag' sie

morgen nach Rechberghausen zum Krämerchristle; der wird dir dafür geben, was recht und billig ist. Erinnere ihn, daß er mir versprochen habe, sie wieder zurückzunehmen, wenn ich sie nicht mehr wolle. Ich muß morgen meinem Vater einen Gang nach Eßlingen thun und kann's also nicht selbst besorgen. Auf die Nacht, wenn's dunkel ist, geb' ich dir das Gewehr, und morgen Abend, wenn ich von Eßlingen komm', könntest draußen an der Ruhbank auf mich warten."

„Gern."

„Der dreiäugig' Spitzbub'!" rief er am andern Abend, als er das Geld zählte, mit welchem ihn sein Freund vor dem Flecken an der Straße erwartete, „der nimmt ja einen Heidenprofit und milkt mich wie eine Kuh, aber ich will ihn schon dafür kriegen. Was hat er denn gesagt?"

„Er hat gesagt, er hab' dir freilich versprochen, er wolle die Büchse wieder nehmen, aber nur für den Fall, daß sie dir nicht gut genug sei, und das könnest du selbst nicht sagen; aber daß die Katze je vom Mausen lassen könnte, das hab' er nicht geglaubt und auch kein Versprechen darauf gethan."

Friedrich lachte überaus lustig. „Der Galgenstrick!" sagte er, „so, der will mich noch dafür strafen? Nun," setzte er mit ernstem Tone hinzu, „ich hoff', das soll meine letzte Strafe gewesen sein. Auf dem Weg, den ich geh', kann ich keine Strafe mehr brauchen."

Es war ein doppelter Zweck, den er mit diesem Geschäfte erreichen wollte. Erstens hatte er nun wieder etwas Klingendes in der Tasche, denn es wäre ihm unerträglich gewesen, mit leeren Händen zu lieben. Zweitens aber — und das war der Grund, warum er Christinens Bruder mit dem Verkauf des Jagdgewehrs beauftragt — hatte er sein Mädchen in verdeckter Weise wissen lassen, daß er um ihretwillen nicht blos auf den Pfad der Tugend zurückkehren, sondern auch jeden andern Weg meiden wolle, der, wenn auch nicht gerade bürgerliche Verabscheuung darauf ruhte, doch anderswohin als zu der Verbindung mit ihr führen konnte.

6.

Immer häufiger wurden die Besuche und heimlichen Berichte, die der Fischer der Sonnenwirthin abstattete und für die er nicht nur manche Gutthat aus Küche und Keller nach Hause trug, sondern auch das Versprechen erhielt, daß es ihm dereinst, wenn sie durch allfällige Ereignisse zur ausschließlichen Herrschaft im Hause gelangen würde, noch viel besser gehen solle. Denn wer hinderte sie, zu hoffen, daß, wenn der einzige Sohn aus der Art schlüge und sich selbst um die Erbschaft betröge, sie durch ein Testament ihres Mannes, dem sie im Alter ziemlich weit nachstand, in die Führung der Wirthschaft eingesetzt werden könnte, zu welcher sie sich für tüchtiger erkannte, als die beiden Tochtermänner, den Chirurgus und den Handelsmann.

Aber auch unter den Mitbürgern des jungen Mannes erregte das neue Leben, das ihm aufgegangen war, ein großes Gemurmel. Man konnte der Familie des Hirschbauern nichts vorwerfen als ihre Armuth, allein diese Eigenschaft genügte, um den Umgang eines Wohlhabenden mit ihr für die öffentliche Meinung des Fleckens, und zumal in den Augen des städtisch gekleideten Theils desselben, höchst verwerflich zu machen. Gestern hatte man sie noch mit einer Mischung von Mitleid und Geringschätzung arme Leute genannt, heute hieß man sie schon Gesindel, das mit Preisgebung der eigenen Ehre ein ungerathenes Früchtlein aus gutem Hause einziehe; und Friedrich selbst, dem man seine bisherigen Jugendstreiche beinahe so gut wie vergeben hatte, kam nun als Genosse dieser Verachtung nur um so schlimmer weg, indem man alles Vergangene auffrischte, um zu beweisen, daß er von jeher nur Zuneigung zu schlechtem Volke und Hang zu schlechten Streichen gehabt habe. Ihm wurde es als Verbrechen geachtet, daß er sich zu so geringen Leuten herunter gab; Christinen und den Ihrigen wurde es als Schimpf angerechnet, daß sie sich mit einem gewesenen Sträf-

ling einließen, der doch so Manchem, wenn er seine Neigung anders wohin gewendet haben würde, gut genug gewesen wäre. Das Gerücht von abermaliger übler Aufführung des jungen Sonnenwirthle drang bald zu der Frau Amtmännin, die es nach Kräften verbreitete und in den nächsten Tagen der Frau Pfarrerin, als diese auf einen Nachmittagsbesuch zu ihr kam, erzählte. Diese wußte es schon, obgleich nicht so vollständig wie die Frau Amtmännin. Beide Frauen ließen die Sonnenwirthin holen und empfingen sie mit einem Strom von wetteifernden Zurufen: „Denk' Sie doch, Frau Sonnenwirthin“ — und: „Ei, was denkt Sie denn, daß Sie Ihrem ungerathenen Sohn so freien Lauf läßt — Weiß Sie denn auch —? Das sollt' Sie seinem Vater sagen, damit er dem Unfug ein Ende macht!“ Die Sonnenwirthin, als sie endlich das Wort ergreifen konnte, versicherte zum größten Verdruß der beiden vollgeladenen Erzählungshaubitzen mit Seufzen, daß sie von Allem bereits vollständig unterrichtet sei; dem Vater, setzte sie kopfhängerisch hinzu, habe sie bisher nichts sagen mögen, theils um ihm einen so schweren Herzstoß, theils um dem Sohn, den sie vergebens in Güte herumzubringen gehofft, böse Tage zu ersparen; sie sehe aber wohl ein, daß sie endlich, obgleich ungern genug, den Mund aufthun müsse. In diesem löblichen Vorsatze mit vereinten Kräften von ihnen bestärkt, ging sie in die Sonne zurück und machte ihrem Manne die schon längst für eine passende Stunde aufgehobene Eröffnung, daß sein Sohn mit einem Lumpenmädchen, mit einem Bettelmensch sich in eine Liebschaft eingelassen habe. Sie hatte aber nicht den rechten Augenblick gewählt, denn der Sonnenwirth antwortete ganz trocken: „Das ist *seine* Sache, Jugend will vertoben, man kann nicht nach allen Mucken schlagen, die Kuh muß auch dran denken, daß sie selbst ein Kalb gewesen ist.“ — „Ich weiß gar nicht, wie du mir vorkommst,“ sagte die Sonnenwirthin, „man sollt' ja meinen, du seiest in deiner Jugend ärger gewesen, als der Herzog selbst.“ Der Sonnenwirth lachte pfiffig vor sich hin, denn es ergötzte ihn, seine Frau an derartigen Vorstellungen, die sie ärgerten, kauen zu sehen;

dann sagte er im Fortgehen: „Ich will ihm übrigens bei Gelegenheit ein wenig den Marsch machen, damit er nicht meint, es werde ihm durch die Finger gesehen; wenn's einmal Frühling ist, so kann man nicht alle Kräutlein hüten, aber man muß davor sein, daß nicht der ganze Salat schießt; auch würd' ich mich dafür bedanken, nachher einen Schaden zu haben und noch einen Spott dazu." — Die Sonnenwirthin sah ihm, als sie allein war, mit starkem Kopfschütteln nach und sagte giftig hinter ihm drein: „Du mußt mir ein sauberes Kraut gewesen sein in deinem Frühling." Sie brachte es auch mit wiederholten Vorstellungen nicht weiter, als daß der Alte einmal gegen seinen Sohn im Vorübergehen einige Worte hinwarf. „Sieh dich vor, du!" bemerkte er ihm, „du weißt, das Sprichwort sagt, an rußigen Kesseln wird man schwarz; wenn's zu Dummheiten kommt, so hoffe nicht, daß du an mir einen Helfer in der Noth haben werdest." Die Bemerkung war eine von denen, die keine Antwort verlangen, und Friedrich ließ sie auch unerwidert, denn er konnte sich wohl denken, daß er durch eine Darlegung seiner wahren Absicht den Vater nicht sonderlich begütigen, sondern eher einen Kampf mit ihm herbeiführen würde, den er so lang als möglich hinauszuschieben gesonnen war. Uebrigens schien das Sprichwort, das jener angeführt, seinen Inhalt an ihm bewähren zu wollen, denn Friedrich wurde um diese Zeit in einen verdrießlichen Handel verwickelt. Der obere Müller, der ohnehin nachgerade einen großen Haß auf ihn geworfen hatte, vermißte eines Morgens einen Bienenkorb. Es hing von der Person und den Verhältnissen des Thäters ab, ob man diese Entwendung als eine That bübischen Muthwillens oder als einen gemeinen Diebstahl betrachten wollte. Der Verdacht fiel auf einen der Söhne des Hirschbauern, dessen Armuth und neuerliche Verrufenheit für die niedrigere Auffassung der jedenfalls unsaubern Handlung entschied, und es fanden sich Augenzeugen, welche an dem der Entdeckung vorhergegangenen Abend spät gesehen haben wollten, wie Friedrich auf der Brücke unweit der Mühle seinem Gesellen pfiff. Es konnte jedoch nichts beweisen

werden, und die Sache mußte beruhen bleiben; aber das Gerücht ruhte nicht, und die aus vorsichtiger Ferne geschleuderten Schimpfreden des Müllers gaben dem Verwerfungsurtheil über die Wahl des jungen Mannes neue Nahrung. Dieser hat übrigens, als er zehn Jahre später über ganz andere Dinge die umfassendsten und rückhaltlosesten Bekenntnisse ablegte, jede Theilnahme an jenem verhältnißmäßig geringen Vergehen standhaft in Abrede gezogen.

Die Sonnenwirthin würde zweifelsohne nicht unterlassen haben, von diesem Vorfall in täglichen und nächtlichen Gesprächen mit ihrem Manne erschöpfenden Gebrauch zu machen, allein sie mußte es bei einer kurz und hart hingeworfenen Mittheilung der Neuigkeit bewenden lassen, welche auf den Sonnenwirth diesmal einen beinahe nur oberflächlichen Eindruck machte, weil ihm selbst ein viel schlimmerer Handel auf den Hals gekommen war, in Folge dessen zwischen den beiden Eheleuten Wochenlang außer dem Nöthigsten nur wenig und auch dieses Wenige nicht in Güte gesprochen wurde. Gegen den Sonnenwirth hatte nämlich eine jener liebreichen Basen, die es überall gibt und die niemals reichlicher blühten als in der sogenannten guten alten Zeit, natürlich nur aus den höchsten und reinsten Beweggründen, nichts Geringeres als eine Ehebruchsanzeige vor das geistliche Gericht gebracht. Die Denunciation war, ihrer Urheberschaft gemäß, von der Angabe zahlloser Einzelheiten und haarkleiner Umstände begleitet, so daß der an sich unwahrscheinliche Verdacht gegen einen Mann in den Sechzigen und eine zwar „rösche“ (noch frische), aber wohlberufene Wittwe, denn eine solche war der Mitgegenstand der Anklage, doch etwas Fleisch und Blut erhielt. Eine lange und widrige Untersuchung wurde eingeleitet, bei welcher eine Reihe von Zeugen erscheinen mußten, ohne daß jedoch der Bezicht zu jenem Grade erhärtet wurde, der das Gericht genöthigt hätte, an eine Verschuldung zu glauben. Auch die beiden Angeklagten gestanden nicht das mindeste Verdächtige ein, und die Angeberin, da sie sah, daß sie ihre Klage nicht beweisen konnte, zog dieselbe zurück. Sie glaubte, mit einem Widerrufe davon zu kommen, allein der

Sonnenwirth verlangte für sich und seine mitangeklagte Gevatterin Satisfaction, und so wurde sie wegen Lügens und falschen Denuncirens zu einer übrigens mäßigen Geldstrafe, in welche sich die Herrschaft (der Staat) und der „Heilige" theilten, sowie zur Abbitte verurtheilt. Aus Rücksicht auf den dem Honoratiorenthum verwandten Stand des Sonnenwirths wurde die Sache nicht auf dem Rathhaus, sondern im Amthause verhandelt, auch in das Kirchenconventsprotokoll nur ein kurzer Auszug aufgenommen und die Untersuchung selbst in einem Separatprotokoll niedergelegt, welches man jedoch, um aller Verantwortung enthoben zu sein, an das Oberamt einsendete, wo sodann, da die Akten keine bestimmten Verdachtsgründe ergaben, die Angelegenheit ohne weitere Folgen liegen blieb. Wie es jedoch in allen solchen Fällen zu geschehen pflegt, so blieb genug davon an den Betheiligten hängen, und in der Sonne schienen die Flecken über den Glanz Meister zu werden, zumal die Geistlichkeit in ihrer Abneigung vor jedem Skandal das Monatskränzchen, das überhaupt nur unter einem sehr nachsichtigen Vorgesetzten im Wirthshause gehalten werden konnte, eingehen ließ. Denn der Specialsuperintendent, dem sie untergeben war, stand seinerseits unter einem Consistorialrath, der das im Evangelium erzählte Erscheinen seines obersten Kirchenherrn auf der Hochzeit zu Kana mit den Worten verurtheilte: „Hätt's auch können bleiben lassen!" Unter allen Nachwehen aber, die den Sonnenwirth trafen, plagte ihn am empfindlichsten die Eifersucht seiner Frau; denn diese wollte ihn nicht freisprechen, wie die Conventsrichter ihn freigesprochen hatten. Ihr Schweigen und Trutzen veranlaßte ihn, sie geradezu zu fragen, ob sie denn etwas von der Verleumdung glaube; worauf sie seufzend erwiderte, sie stelle die Sache Gott anheim, der in's Verborgene sehe. Auf diese Weise wußte sie jedem unmittelbaren Wortwechsel auszuweichen, quälte aber ihren Mann theils durch finsteres Stillschweigen, theils durch abgebrochene Redensarten, die ihn von Weitem her trafen und wehrlos stachen, weil er sie nach dem Wortlaut nicht auf sich beziehen mußte und doch dem Sinne nach auf Niemand Anderes

beziehen konnte. So erzählte sie ihm spöttisch, sein Sohn habe auch wieder einmal einen kleinen Verdruß gehabt, es sei nur Schade, daß die Sache werde weltlich vom Amt allein abgemacht werden, denn wenn sie geistlich gerichtet würde, so könnte man immerhin hoffen, daß die Conventsherren ein Einsehen haben würden von wegen der Süßigkeit des Honigs; dann schimpfte sie auf den Hirschbauer und seinen Sohn und bemerkte dabei, der Apfel falle eben nicht weit vom Stamme, es sei gemeiniglich einer so liederlich wie der andere! Durch dieses Betragen, bei welchem die Leidenschaft ihr Salz dumm gemacht hatte, trieb sie den Vater auf die Seite des Sohnes und versäuerte ihm die Neigung, gegen etwaige Irrgänge desselben einzuschreiten. Friedrich hatte in dieser Widerwärtigkeit von Anfang an fest die Partei seines Vaters genommen. Zu Hause schwieg er über den kitzlichen Gegenstand, wie Jedermann dort darüber schwieg. Auswärts aber wachte er über jedes Wort, das die Leute redeten, und wehe dem, der sich die geringste Anspielung erlaubte! Die Ohrfeigen und Püffe, die er, oft nur im Vorübergehen auf der Straße, austheilte, wurden sprichwörtlich; denn sein Eifer bedachte auch manchen Unschuldigen, der mit seiner Rede etwas ganz Anderes gemeint hatte. Durch diese beständige Kriegsbereitschaft wurde die Zahl seiner Freunde nicht vermehrt. Sein Vater aber schien ihm, ohne jedoch viel mit Worten merken zu lassen, so gewogen, daß Friedrich oft dachte, er könne kaum eine günstigere Zeit finden, um sich die väterliche Einwilligung zur Heirath mit der Tochter des Hirschbauers zu erbitten.

Vielleicht wäre sie ihm zu Theil geworden und hätte den Wildbach seines Schicksals in ein fortan friedliches Bette geleitet. Doch wer kann dies sagen? Vielleicht wäre es auch dem Vater in dieser milden Stimmung gelungen, den Sohn, der guten Worten so zugänglich war, andern Sinnes zu machen, bevor er sich unwiderruflich gebunden hätte. Allein der Sonnenwirth berührte den Gegenstand nicht mehr, weil er nach seiner Sinnesart nicht daran dachte, daß es seinem Sohne mit dieser Liebschaft Ernst sei, und diesem fehlte

immer noch die Hauptbedingung, die ihm die Zunge lösen konnte, nämlich das Jawort des Mädchens, das er liebte. Er hatte von der Erlaubniß, nach seinem Lamm zu sehen, möglichst fleißigen Gebrauch gemacht, er hatte Christinen durch Vermittlung ihrer Brüder, denen er das Geld dazu gab, in den Lichtkarz und auf den Tanzboden gebracht, er hatte keine Gelegenheit versäumt, mit ihr zusammen zu treffen, aber seine Wünsche waren noch weit von ihrem Ziel. Beim Heimgehen von einem Tanze, wo er sie begleitete und eine Strecke hinter ihren Brüdern blieb, flüsterte er ihr alles Liebe und Schmeichelnde zu, was ihm sein Herz zu dieser Stunde eingab; sie ging still und vor sich blickend neben ihm her, und als er heftig betheuerte, er müsse noch ihr Schatz werden, er thue es nicht anders, oder er gehe weit fort nach Amerika, antwortete sie lachend: „Mein Schatz, das kannst du schon sein, aber damit bin ich der deine noch nicht; nach Amerika mußt aber nicht gehen, denn da geht Niemand hin, der was Recht's ist.“ Mit einem Sprung war sie bei ihren Brüdern und neckte ihn, daß er so langsam nachkomme. Wie sie ihm aber an ihrem Hause gute Nacht sagte, traf sie ihn wieder mit einem Blicke, wovon ihm das Herz wirbelte. So hielt sie ihn und ließ ihn doch nicht näher kommen. Wenn sie allein mit ihm war, benahm sie sich scheu, und vor den Leuten war sie schnippisch gegen ihn. Er sagte sich, daß sie als ein armes Mädchen gegen ihn, den Sohn wohlhabender Leute, die sie nicht mit günstigen Augen ansehen würden, doppelt auf ihre Freiheit zu halten berechtigt sei; deßhalb ertrug er ihr Wesen mit ungewohnter Geduld und begnügte sich mit der halben Gunst, daß sie unter vier Augen Du zu ihm sagte. Wenn er bei einer solchen Gelegenheit einen Kuß begehrte, so konnte sie ihm den Bescheid geben: „Ich will mich noch besinnen, bleibenlassen ist gut dafür.“ Wurde er dringender, so sagte sie: „Soll ich mich zu meinem Schafknecht so heruntergeben?“ und entsprang ihm lachend. Ihre Augen aber fuhren fort, das Gegentheil von ihren Worten zu reden, und dies gab ihm wieder eine Zuversichtlichkeit, die sie zu beleidigen und

zu nur um so übermüthigeren Zurückweisungen zu reizen schien. „Ja, ja, man darf nur knallen und ausfahren!“ pflegte sie bei solchen Anlässen spöttisch zu sagen. Endlich aber erwachte der ungestüme Zorn in ihm, den er so lange gebändigt hatte. An einem sonnigen Decembernachmittage kam er an ihrem Haus vorbei; sie hatte ihn den Fußweg kommen sehen und stand hinter dem Hause, wo das freie Feld sich öffnete und die Berge der Alb herunter schauten. Er that, als führe ihn der Weg nur so vorbei; denn er hatte sich aus Unmuth ein paar Tage nicht blicken lassen. Als er sie sah, grüßte er und lud sie zum Mitgehen ein, sie schlug es ab, fragte aber, warum er „nirgends hinkomme“. „Bist brav?“ fragte er dagegen. „Freilich!“ erwiderte sie. „Gib mir einmal deine Hand,“ sagte er. Sie ließ ihm die Hand, und er versuchte, ihr schnell und verstohlen einen Silberring an den Finger zu stecken. „Du thust mir ja so weh!“ schrie sie, denn sie fühlte blos einen Druck und Schmerz am Finger, ohne zu wissen, woher: „Wer wird Einem auch so weh thun!“ Indem sie sich sträubte und ihre Hand aus der seinen zu ziehen suchte, fiel das Ringlein zu Boden. „So!“ sagte er in ausbrechendem Grimme, „ich hab's nicht hingeworfen, ich brauch's auch nicht aufzuheben, und wenn du nicht anders wirst, so kann meinetwegen der Handel zu Ende sein.“ „Komm, Hansele!“ rief Christine dem Lamme zu, das frei umherging und in diesem Augenblicke zu ihr gesprungen kam, „komm, dein Herr will dich mitnehmen, der Handel, sagt er, reue ihn.“ Friedrich gab dem armen Thiere einen Stoß, daß es an die Wand flog, und ging ohne Abschied fort. „Bin ich mit dem Puff gemeint gewesen?“ rief ihm Christine nach. Er hörte es nicht mehr, wenigstens gab er keine Antwort. Sie setzte sich zu dem Lämmchen, das jämmerlich schrie, auf den Boden, streichelte und untersuchte es; es hinkte ein wenig, hatte aber sonst keinen Schaden genommen. Nachdem sie es beruhigt, suchte sie nach dem Ringlein, das sie bald im Grase fand; sie steckte es an den Finger und sah eine Weile seufzend

hinter dem Trotzkopf her, dann zog sie es wieder ab und verbarg es sorgfältig an ihrer Brust.

Friedrich strafte sie mit achttägigem Wegbleiben. Es kam ein großer Markttag und mit ihm der letzte Tanz vor der geschlossenen Zeit, die von Weihnachten bis Neujahr dauert. Sonst hatte er immer dafür gesorgt, daß sein Mädchen zum Tanze kam; diesmal that er keinen Schritt. Auch er war entschlossen, nicht hinzugehen; als er aber von Weitem die bekannten Töne des Ländlers vernahm, spiegelte er sich vor, er wolle seinen Unmuth vertanzen und vertrinken. Gesagt, gethan; aber das Erste, was ihm beim Eintritt in die Augen fiel, war Christine, die anscheinend sehr wohlgemuth mit einem jungen Burschen tanzte. Er hätte laut aufschreien und dreinschlagen mögen, aber er bezwang sich und wählte schnell eine Tänzerin. Christinen zum Trotz tanzte er unaufhörlich, ohne sie ein einziges Mal aufzufordern. Aber auch sie blieb nicht verlassen sitzen, denn die Buben, wie man die jungen unverheiratheten Männer nennt, kümmerten sich wenig um das, was man im Flecken über ihre Familie sprach, und hatten Wohlgefallen an ihrer Jugend und Schönheit. Sie war jedoch darauf bedacht, mit Keinem zwei Mal nach einander zu tanzen, und auch er wechselte seine Tänzerinnen fleißig, denn so gerne er ihr einen eifersüchtigen Verdruß bereitet haben würde, so fand er doch Keine, mit der er durch längeres Zusammenhalten in den Ruf einer Liebschaft hätte kommen wollen. Sonst hatte er, wie es bei verbundenen Paaren Sitte ist, nur mit ihr und sie nur mit ihm getanzt; heute machten sie jedes für sich die Runde durch die ganze junge Welt, so weit sie nicht verliebt oder verlobt, verbandelt oder verhandelt war. Einmal kamen sie beim Ausruhen neben einander zu stehen. „Thut's so?" fragte Christine freundlich und gelassen zu ihm herüber. „Ich mag mich nicht am Narrenseil herumführen lassen," schnaubte er zu ihr hinüber und riß seine Tänzerin von Neuem in die Reihe. Sein Herz kochte, das Tanzen war ihm entleidet, und er setzte sich zum Wein, den er mit Heftigkeit in sich goß. Gleichgültig und düster sah er von hier aus der Lust-

barkeit der Andern zu, oder vielmehr, er sah nur Christinen, die zwar keinem Einzelnen besondere Gunst erwies, aber sich von Jedem schön thun ließ und sich gar nicht um ihn zu kümmern und ihn durch ihre Munterkeit und ihr helles Lachen, das ihn unsäglich beleidigte, für seine Gleichgültigkeit strafen zu wollen schien. Da das Betragen der Beiden allgemein auffiel, deren Vereinigung schon zu so vielem Geschwätz Anlaß gegeben hatte, so mußte er über die Trennung allerlei Bemerkungen und Neckereien hinnehmen, die ihn innerlich wüthend machten, und der Abend würde ohne Zweifel, wie so oft auf dem Lande geschieht, mit Raufhändeln geendet haben, wenn die jungen Männer, die ihn um seiner Leutseligkeit willen liebten, sich nicht zu mäßigen gewußt hätten, und wenn nicht Christine, die sich ihrer Anziehungskraft vollkommen bewußt zu sein schien, plötzlich vom Tanzboden verschwunden wäre. Als er sie nicht mehr sah, gab er zwar den Gedanken, ihr nachzugehen, mit stolzer Ueberwindung auf, aber die Lustbarkeit hatte allen Reiz für ihn verloren, und die eintönige Tanzmusik klang ihm wie ein ewig wiederkehrender Spott. Er blieb noch eine Weile in dumpfem Brüten sitzen, machte einige vergebliche Versuche, mit den Lustigen lustig zu sein, und entfernte sich dann, um einen schweren Kopf und ein noch schwereres Herz zur Ruhe zu legen.

Den andern Tag wurde er zum Pfarrer beschieden. Er zerbrach sich vergebens den Kopf, was die Ursache dieser Vorladung sein möge. Der Pfarrer, ein dürres kleines Männlein, kanzelte ihn heftig ab, daß er sich der Kinderlehre entziehe und dadurch so göttliche als fürstliche Gebote übertrete; bis in's vier und zwanzigste Jahr habe ein lediger Bursche die Kinderlehre zu besuchen, schärfte er ihm ein und eröffnete ihm, es sei von löblichem Kirchenconvent beschlossen worden, künftig strenger auf die Befolgung der Vorschrift zu halten und jedes Wegbleiben unnachsichtlich mit einem Sechser „in den Heiligen“, bei längerem verstockten Beharren aber sogar mit Einsperrung in's „Zuchthäuslen“ zu bestrafen; wenn er sich wieder beigehen lasse, die Kinderlehre zu schwän=

zen, so werde er, der Pfarrer, ihn unfehlbar aufschreiben lassen und bei dem Herrn Amtmann und den Conventsrichtern den Fall zur Anzeige bringen. Damit hatte er seinen Bescheid und durfte gehen. Kaum vermochte er sich zu halten, daß er nicht aufbrauste. Bei seinem Stolz und vollends in seiner jetzigen Stimmung konnte ihm nichts so quer in den Weg kommen, als die Zumuthung, in seinem Alter, noch drei Jahre lang, zur Kinderlehre zu gehen und das tonlose Poltern des Pfarrers über die Rechtfertigung durch den Glauben anzuhören, während doch jetzt sein Dichten und Trachten darauf gerichtet war, durch die Liebe von allem Uebel erlöst zu werden. „Das kommt mir geschlichen!" sagte er zu sich, im Pfarrhofe noch einmal grimmig nach dem Fenster emporblickend, wo ihm gepredigt worden war. „Eben so gut hätt' man mir die Ruthe andictiren können, wenn ich noch ein Kind sein soll. Nun, ich geh' eben nicht hin und zahl' jedesmal die Straf'. Freilich wird sich's damit auf die Länge nicht abthun lassen: wenn er einen verstockten Sünder in mir erkennt, so gibt's wieder eine Predigt und zwar vor'm Convent, und dann legt sich auch der Amtmann drein. Man ist doch wie in einem Netz, aus dem man nicht heraus kommt. Am Besten wär's eben, ich käm' schnell unter den Pantoffel; wenn's mit dem dummen Ledigsein aus ist, so hat das Kinderlehrgeläuf von selbst ein End'."

Hiermit war er in der Reihenfolge seiner Gedanken auf einen Gegenstand gerathen, der ihm, so wie die Sachen zwischen ihm und Christinen standen, wenig Trost einflößen konnte.

7.

Friedrich hatte traurige Feiertage, obgleich es ihm äußerlich gar nicht übel ging. Sein Vater bedachte ihn am Weihnachtsabend mit einem stattlichen Geldgeschenk, zum sichern Zeichen, daß Alles wieder im alten Geleise sei. Er war nie

so reich gewesen, aber gerade dies machte ihn unglücklich, denn das Geld erinnerte ihn nur daran, daß er es jetzt nicht mehr zu dem Zwecke brauchen konnte, zu welchem allein es ihm früher erwünscht gewesen wäre, nämlich Christinen seine Liebe durch Geschenke zu beweisen.

Er würde sich wohl schnell über die Gesinnung des Mädchens beruhigt haben, wenn er ein Gespräch angehört hätte, das eines Abends zwischen ihr und ihrer Mutter stattfand, während er eben auf dem Wege von Hohenstaufen her, wohin sein Vater ihn geschickt hatte, auf das Haus zugeschritten kam.

„Jetzt hab' ich aber die stillen Seufzer überlei," sagte die Mutter. „Du bist selber schuldig, greif'st dein' Sach' ganz verkehrt an."

„Mutter, habt Ihr nicht gesagt —?"

„Weiß wohl, was du meinst, aber man muß Alles mit einer Art thun, nicht oben'naus und nirgends'nein. Wenn Eine arm ist, wie du, so soll sie nicht die hochmüthig' Jungfer machen, sondern die kluge im Evangelium, die ihre Lampe mit Oel füllt und dem Bräutigam entgegen geht. Sie muß sich 'runtergeben können und muß sich etwas gefallen lassen, aber freilich mit Maß. Zu lützel und zu viel verderbt allzeit das Spiel. Narr, ich hab' deinen Vater am Schnürle geführt, er hat mir nicht weiter gucken dürfen, als ich ihm verstattet hab'. Aber du bist eben so ein Zimpferle, weißt dich nicht umzuthun, meinst, die gebratenen Tauben müssen dir in's Maul fliegen."

„Was soll ich denn thun?" fragte Christine.

„Thu', was du willst," sagte die Mutter zornig, „steck' mein'twegen der Katz' das Heu auf, dumm genug wär'st dazu, nur geh', daß ich das Geseufz' und Geheul' nicht länger hören muß."

Christine verließ die Stube und trat schauernd vor das Haus in die Nacht hinaus, wo sie im gleichen Augenblick zu ihrem freudigen Schrecken beim Schein der Sterne, die in der Kälte hell funkelten, den Gegenstand der Unterredung und ihres Kummers auf sich zukommen sah. Sie glaubte,

es sei seine Absicht, in ihrer Nähe umherzustreichen und zu spähen, und eine frohe Hoffnung zog in ihr Herz ein. Wie er aber näher kam, so schien es, als ob ihn blos der Zufall diesen Weg führe, denn er sah sich nicht einmal um. Sie rief ihm einen Gruß zu und fragte, eingedenk der Lehre, die ihr so eben die Mutter gegeben: „Willst nicht auch einmal wieder nach deinem Lamm sehen?" — Da der Schatz, wie sie ihm erlaubt hatte, sich zu nennen, keine Antwort gab, obwohl er unschlüssig stehen geblieben war, so fuhr sie etwas vorschnell fort: „Oder magst's nicht wenigstens holen, wenn du nichts mehr von uns willst?"

Friedrich hörte aus diesen Worten nichts als spöttische Ablehnung heraus. „Es ist schon so gut wie abgestochen!" erwiderte er, indem er den Fuß zum Weitergehen hob.

Dieser starre Trotz verdroß sie, und sie rief ihm nun mit nicht sehr glücklichem Spotte nach: „Da wird man dem Herrn wenigstens das Fell herausgeben müssen und die Wolle."

Sein Blut kochte, denn er glaubte eine Anspielung zu vernehmen, an die das Mädchen entfernt nicht dachte. Von der Wolle hörte er nun einmal gar nicht gerne reden. „Das Fell behalt' Sie, Jungfer," sagte er, „und die Wolle kann Sie an die vielen Dörner stecken, an denen Sie letzt hangen blieben ist." Damit ging er fort. Sie lehnte sich an den Thürpfosten und blieb noch lange, bitterlich weinend und vor Kälte zitternd, stehen, bis die Tritte ihres Vaters und ihrer Brüder, die von einem Geschäft nach Hause kamen, sie vertrieben.

Mit den beiden Letzteren setzte Friedrich den gewohnten Umgang fort. Wie aber zwischen ihm und ihnen von der Herzensangelegenheit nie gesprochen worden war und selbst die Verabredungen, wonach sie ihre Schwester da oder dorthin bringen sollten, immer in gleichgültiger Form gemacht worden waren, so wurde auch der Störung des Verhältnisses nicht erwähnt. Nur einmal sagte Friedrich mit deutlicher Beziehung: „Ich merk's eben wohl, man vergißt mir meine Strafen nicht, man sieht mich für gezeichnet an." Worauf Jene ruhig antworteten: „Wird doch das nicht sein."

Unmuth und Unruhe trieben ihn umher, und auch in ruhigeren Stunden, wenn dann und wann der Schmerz der vermeintlich verschmähten Liebe ihn zu quälen abließ, empfand er eine drückende Leere, und das Leben kam ihm schrecklich arm und öde vor. Er fühlte es, ohne es klar zu erkennen, daß die Menschen um ihn her wie Schatten waren, daß Keiner ihm etwas sein konnte, daß Niemand in seiner ganzen Umgebung seinem wie in der Wildniß und Irre schweifenden Gemüth, seinem hungernden Geist eine Heimath und Erquickung zu geben vermögend war. Was er aber hell bewußt in sich trug, war eine maßlose rebellische Bitterkeit darüber, daß er, statt in's Ehebett, in die Kinderlehre wandern sollte. Einen grausameren Hohn über seine verunglückte Bewerbung meinte er sich nicht erdenken zu können. Dazu fühlte er sich nicht blos alt genug und den Kinderschuhen entwachsen, um vom Leben noch eine andere Schule zu verlangen, als die Eintrichterung von Bibelsprüchen und Gesangbuchversen, sondern er hatte auch diese Sprüche und Verse sammt der ganzen Schulbildung, worin er selbst Höhergestellten wenig oder nicht nachstand, so vollkommen inne, daß die Wiederholung des Unterrichts ihn nicht einmal in diesem Fache mehr fördern konnte. Für die Bildung seines „inneren Menschen“ aber, woran die Religionsschule, die diesen Ausdruck gern gebrauchte, sich hätte erproben lassen können, war das bürgerliche und gesellschaftliche Leben, in dessen Schooße er sich tummelte, so inhaltsleer und so sehr in die blinde Unterwerfung unter eine gewissenlos schwelgende „Herrschaft“ hineingepredigt, daß es zu den Glücksfällen gerechnet werden mußte, wenn eine über das gewöhnliche Maß ausgestattete Natur in diesem Wesen eine wohnliche Hütte fand oder, was noch besser, auf gelindem Wege hinausgedrängt wurde. Eine Hütte aber, wohnlich nicht blos für den Leib, sondern auch für die Seele, war kaum anderswo zu finden als bei den Pietisten, welche auf einem noch ungebrochenen Glauben fußten, dessen kindliche Kraft noch nicht durch die Ausbreitung der Bildung und Wissenschaft verloren gegangen war, auf einem Glauben, der ihnen in kör-

perlicher Wirklichkeit vormalte, wie sie dereinst nach der Erlösung aus diesem Thal des Jammers und der Sünde in den Wohnungen der Seligen über dem blauen Himmelsgewölbe mit Kronen auf den Häuptern und in weißen Gewanden einherwandeln würden, der aber in seinen Beziehungen zum irdischen Leben die dürre streit- und herrschsüchtige Kirchenlehre, mit welcher er nur über das Jenseits einverstanden war, weit hinter sich ließ und eine Liebe und Gleichheit der Kinder Gottes predigte, woran trotz der Demuth dieser Predigt die Inhaber von Thron und Altar großes Aergerniß nahmen. Allein, es war nicht Jedem gegeben, ein Pietist zu werden, und nicht Jeder, dem es gegeben gewesen wäre, hatte das freilich sauer erworbene Glück, sein Lebenlang unter den Flügeln eines Mannes, wie der Waisenpfarrer im Ludwigsburger Zuchthause, geborgen zu sein.

In dieser Verlassenheit und Vernachlässigung mußten alle Richtungen einer so kräftig angelegten Seele in einen unbezähmbaren Willensdrang verschmelzen, der in seiner dumpfen Ungeduld überall auf eben so dumpfe Hindernisse wie auf Mauern ohne Fenster stieß und ziellos, zwischen Antrieben bald des Wohlwollens, bald der Widerspenstigkeit umherirrend, zuletzt an einem einzigen Gegenstande haften blieb, von welchem dieser noch durch den Stachel beleidigter Eitelkeit gespornte Wille Befriedigung aller Sehnsucht und Heilung aller Schäden für das ganze Leben forderte. Die Versagung dieses höchsten Wunsches, an den er zumal die besten Vorsätze für sein künftiges Verhalten geknüpft hatte, machte den Jüngling an sich und der Welt verzweifeln, und abermals wollte der wilde Geist über ihn kommen, den er schon so manches Unheil hatte vollbringen lassen.

Das Jahr ging zu Ende. Am letzten Tage saß Friedrich in einer müßigen Stunde am runden Tische in der großen Wirthsstube und las in der Bibel, die mit ihren Heldensagen und Abenteuern der Phantasie des Volkes eine von der Kirche erlaubte Unterhaltung und einen Ersatz für die verschütteten heimischen Ueberlieferungen bot. Er las eigentlich nicht, sondern blätterte nur, denn er wußte alle

diese Geschichten auswendig, die in der Predigt und Kinderlehre geistlich gedeutet wurden, beim unbefangenen Lesen zu Hause aber mit ihren guten und bösen Beispielen einen ganz natürlichen Eindruck machten. Da waren Geschichten von Erzvätern, die sich betranken, Kebsweiber hielten und verstießen, durch Schelmenstreiche reiche Familienhäupter wurden oder in fremdem Hofdienste sich gegen das Volk zu Finanzkünsten hergaben, welche einen Wirtenberger sehr an den erst zwölf Jahre zuvor in Stuttgart gehängten „Jud Süß" erinnern mußten. Liebliche und heldenmäßige Züge wechselten da mit gar unheiligen: ein Volk zog aus einem Lande auf das Geheiß seines Führers, der einen Todtschlag begangen, wie eine Zigeunerbande fort, indem es die entlehnten silbernen und goldenen Geräthe behielt; ein kühner Hirt und Räuber, durch treue Freundschaft ewig im Lied zu leben würdig, stahl als Hauptmann einer Schaar loser Leute seinem König einen Zipfel des Mantels vom Leibe weg sammt Speer und Becher, diente als Ueberläufer dem Reichsfeind und mißbrauchte, als er später daheim die Krone trug, sein königliches Amt zu Lüsternheit und Meuchelmord, wobei er sich von jenen Erzvätern, wie auch von späteren Landesvätern, doch wenigstens dadurch unterschied, daß er über seine That nachher Leid und Reue trug. Bedenkliche und zweifelhafte Fragen über diese Erzählungen, die beinahe die einzige geistige Speise des Volkes waren, konnte der junge Mensch, das wußte er wohl, keiner Seele in seiner Umgebung vorlegen. Hatte doch selbst der Waisenpfarrer einmal einen leisen Versuch mit den Worten abgewiesen, man müsse nicht gar zu viel grübeln, Gott wähle oft seine eigenthümlichen Wege und Werkzeuge, um seine Plane auszuführen. Am liebsten aber schlug er die beiden Bücher von den ritterlichen Thaten der Makkabäer auf, und oft mußte er unwillkürlich nach der nahen Alb hinübersehen, wenn er las, wie diese Helden sich in das Gebirge warfen, um von dort aus die Freiheit und das Gesetz ihres Landes zu vertheidigen. Eben las er wieder, wie sie beschlossen, sich durch die Heiligung des Sabbaths nicht vom Kampfe abhalten zu lassen, gleich

ihren Brüdern, die sich wehrlos in der Höhle schlachten ließen, da ertönte in der Straße die Schelle des Aufrufers, und er öffnete das Fenster, um zu hören, was es gäbe. Das löbliche Amt ließ durch den Fleckenschützen ausschellen, die jungen Burschen sollen sich bei Strafe nicht beigehen lassen, in der kommenden Neujahrsnacht zu schießen, ein Verbot, das jährlich eingeschärft und übertreten wurde. „Die können nichts als verbieten!“ brummte Friedrich, indem er das Fenster zuschlug, „das Schießen ist nun einmal ein alter Brauch, wiewohl, wenn man's dem Ungeschick überließ', die Jugend durch Verlust von je und je ein paar gesunden Fingern zu curiren, was ja so wie so geschieht, so wär's wahrscheinlich längst mit dem Knallen vorbei. Aber der Reiz des Verbotenen zieht eben viel stärker als die Furcht vor Schaden. Es ist mir, als ob der Schütz beim Ausrufen ein Aug' zu mir hätt' herauflaufen lassen. Umsonst hat er wohl auch nicht g'rad vor meinem Haus geschellt. So? meint ihr? Dein Amtmann und du, ihr habt, scheint's, ein besonderes Zutrauen zu mir? Ich will euch Ehre machen. Wartet einmal, ob ihr mich kriegt.“

Er dachte nicht daran, wie oft er zu sich gesagt, daß er die Knabenschuhe vertreten habe, sondern schlich sich, als es dunkel wurde, zu einem Invaliden, der nicht weit von der Sonne auf Leibgeding wohnte, und dem er schon manchen Bissen und Trunk gespendet hatte. Von diesem entlehnte er sein altes Schlachtgewehr, das schlecht schoß, aber um so mächtiger knallte, und bald unterschied man aus den Schüssen, die im Flecken und um denselben losgingen, einen, der alle anderen überdonnerte. Er hatte die Sylvesternacht eröffnet und krachte regelmäßig in kurzen Pausen durch das Geknatter des jugendlichen Muthwillens hindurch. Da und dort geschah ein Unglück, da und dort fiel einer der Lärmmacher den hin und her rennenden Wächtern in die Hände, und sein Puffer verstummte; aber den Donnerknall hörte man ununterbrochen beinahe die ganze Vormittnacht und jedesmal weit entfernt von dem Orte, wo der vorhergehende Schuß gefallen war und die Wächter angelockt hatte. „Wer feuert denn so kar=

taunenmäßig?" fragten die Leute im Flecken. „Wer sonst, als der Sonnenwirthle," antworteten Andere, „er ist am besten an dem zu erkennen, daß ihn keiner von den Schaarwächtern erwischt." Für den Eingeweihten war das sicherste Wahrzeichen wohl das, daß der unsichtbare Donnerer überall, nur nicht an des Hirschbauern Haus sich hören ließ. Das hätte ihm der Stolz und der Groll nicht zugelassen. Doch lobte er die alte Muskete und verglich sie in seinem Sinn mit David's Saitenspiel, vor welchem der böse Geist von Saul entwich; denn mit jedem Schusse, der aus dem schwergeladenen Laufe fuhr, meinte er um einen Theil seines Unmuths erleichtert zu sein, und es war ihm, als ob er alle Hindernisse, die sich ihm in dieser schnöden Welt entgegenstellten, über den Haufen schieße.

Dazwischen ging er einmal in die Sonne, um nachzusehen, ob man seiner nicht bei der Bedienung der Gäste bedürfe. Die Einkehr war diesen Abend nicht so stark wie sonst, weil sich die Neujahrsnachtgäste in die vielen Wirthshäuser des Fleckens vertheilten, und weil man wußte, daß der Sonnenwirth auf eine zeitige Ruhe mehr hielt als auf eine lange Sylvesterfeier. Derselbe war jedoch heute ungewöhnlich aufgeräumt, er trank, schwatzte, lachte und kneipte abwechselnd ein paar junge Weiber, die mit ihren Männern zum Weine gekommen, in die Backen, so daß einer der Anwesenden dem Wirthssohne zuflüsterte: „Du, dein Gestrenger hat'n Sturm." „Da braucht's keine Brille, um das zu sehen," erwiderte Friedrich. Die Sonnenwirthin, die vor den Leuten gute Miene zum bösen Spiele machen mußte, suchte ihrem Manne sein Betragen, womit er vielleicht blos den umlaufenden Gerüchten zu trotzen beabsichtigte, durch Spottreden zu verleiden: „Du bist so alt," sagte sie, „daß die Männer da nicht einmal mehr eifersüchtig auf dich werden." „Es ist auch ziemlich lang her," entgegnete der Sonnenwirth lachend, „daß du ein junger Drach' gewesen bist, und euer Gift ist doch nur süß, so lang' die Drachen jung sind. Ich weiß nicht," setzte er, gegen die Gesellschaft gewendet, hinzu, „meine Alte ist das Leben ziemlich gewöhnt, sie ist verhärtet, aber wenn

sie unser Herrgott oben hielt' und ich an den Füßen, ich glaub', ich ließ' schnappen und nähm' mir eine Junge." „Ich wollt' auch," rief die Sonnenwirthin, „unser Herrgott nähm' Eins von uns Beiden zu sich, dann ging' ich wieder nach Strümpfelbach." Das Gelächter, womit diese Reden aufgenommen wurden, bezeugte, daß an und für sich nichts Feindseliges damit gesagt sein sollte, wie man denn auch wußte, daß die Sonnenwirthin nicht von Strümpfelbach gebürtig war: es waren uralte landläufige Witze, die man im Scherze von den verträglichsten Ehepaaren hören konnte. Hier aber war ihnen viel geheime Galle beigemischt, und Friedrich nahm wahr, daß sich zwischen dem Vater und der Stiefmutter eine Kluft zu öffnen beginne, die, wenn sie auch nicht die belachte Ortsveränderung zur Folge hatte, doch den Vater bald ganz auf die Seite des Sohnes bringen konnte. „Jetzt wär's gut Wetter für mich," dachte er unwillkürlich, „jetzt würd' ich vielleicht meine Rechnung nicht ohne den Wirth machen. Der Fehler ist nur, daß ich gar keine zu machen habe. Die Hauptnummer, die Glücksnummer will nicht her, die mit den gelben Zöpfen und dem verstockten trotzigen Herzen; was helfen mich alle Anschläge ohne sie? Drauf! drein! Schlagt an! Feuer! drunter und drüber!"

Und abermals krachten die schweren Schüsse, in welchen der thörichte Knabe seinen Unmuth und sein Pulver verschoß.

8.

Eben hatte er wieder seine Davidsharfe brummen lassen und eilte in schnellen Wendungen durch Zwischengäßchen vor den Wächtern davon; da führte ihn sein Weg an dem Bäckerhause vorbei, wo er Christinen zuerst gesehen hatte. Er hörte lustige Stimmen hinter den Läden und blickte durch

eine Spalte in die Stube, wo er seinen Invaliden und andere Bekannte am Wirthstische sitzen sah. Christine war nicht zu sehen, also konnte ihm sein trutziges Ehrgefühl den Eintritt nicht verwehren. Während er sich noch ein wenig besann, wo er das Gewehr unterbringen sollte, sah er in der schneehellen Nacht einen Mann nicht mit den sichersten Schritten daherkommen, in welchem er den Fleckenschützen erkannte. „Der hat schon einen Stich,“ sagte er zu sich, „und will noch die Sicherheit des Orts bewachen; da wird's heut Nacht noch zum Durchbruch kommen; ich will ihm einstweilen eins aufspielen, damit er munter bleibt.“ Er schlich sich auf die Seite und gab in der Geschwindigkeit seinem Gewehr eine verdoppelte Ladung; dann kam er leise hinter den Schützen herangeschlichen. Dieser hatte das Geräusch des Ladstocks gehört und lauschte vorgebeugt mit dem Finger an der Nase, ohne recht zu wissen, wohin er sich wenden solle; auf einmal that es hart an seinem Ohr einen Knall, daß er der Länge nach mit der Nase in den Schnee fiel und sein dreieckiger Hut weit hinausflog. Im Nu hatte der Thäter das Gewehr versteckt und saß drinnen in der Wirthsstube neben dem Invaliden, der ihn mit einem pfiffigen Blinzeln bewillkommte. „Nicht wahr, meine alte Lise ist noch gut bei Stimm'?“ flüsterte er ihm in's Ohr, „ich hab' jeden Knall herausgehört, und bei jedem hat mir das Herz im Leib' gelacht.“ Dann fuhr er in einer angefangenen Geschichte vom Prinzen Eugen zu erzählen fort, unter welchem er es bis zum Profoßen gebracht hatte. Friedrich wußte seine Geschichten alle auswendig, versah ihn mit Wein und ließ ihn erzählen, und unterhielt sich indessen leise mit dem uns schon bekannten Müllersknecht, der ihm seit jener Schilderung seiner Jugendbegegnisse eine Art von Bewunderung zollte, seine Bekanntschaft theils in der Sonne, theils an andern Orten pflegte und auf den Haß seines Meisters gegen den mannhaften jungen Burschen so wenig Rücksicht nahm, daß er selbst durch den Verdacht des Müllers wegen des Bienendiebstahls, nachdem Friedrich ihm mit der aufrichtigsten Miene seine Unschuld versichert hatte, sich nicht im geringsten gegen ihn

einnehmen ließ. Der Alte sollte jedoch seine Geschichte nicht zu Ende bringen, denn kaum war er durch Friedrich's Eintritt unterbrochen worden, so erhob sich eine neue Störung. Die Thür wurde heftig aufgestoßen, und der Schütz kam in einer bogenförmigen Linie hereingeschossen. „Da muß er herein sein, der Mordthäter, der mir nach dem Leben getrachtet hat!" schrie er, indem er die glühenden Augen von Einem zum Andern laufen ließ. Die ganze Gesellschaft versicherte, sich mit den Augen zuwinkend und durch einander schreiend, hier sei Niemand, der ihm etwas gethan habe, und Alles fragte, was ihm denn geschehen sei. Er erzählte sein Abenteuer, wobei er den Oberkörper wiegte und dann wieder einen Schritt vorwärts oder rückwärts gerieth; dieses Schwanken wurde noch dadurch vermehrt, daß er in seiner ohnehin nicht festen Stellung beständig argwöhnisch in der Gesellschaft umhersah, ob er nicht an irgend einem Merkmal seinen Angreifer erkennen könne. Das Gelächter, die Spottreden und schalkhaft verkehrten Fragen der ergötzten Zechbrüder machten ihn noch wilder; er schimpfte und fluchte und bestand darauf, „hier oder wenigstens in der Nähe herum irgendwo müsse er versteckt sein, der keinnützig' Lump, der sich sogar an seiner ihm von Gott vorgesetzten Obrigkeit vergreife."

„Jetzt hast genug hasselirt, Schütz!" rief ein Mann mit verwogenem und zugleich verfallenem Gesicht, das den Ausdruck einer grämlichen Lustigkeit hatte und blutige Spuren trug, als ob es auf irgend eine Weise zerschunden oder zerkratzt worden wäre. „Komm, schwenk' dir die Gurgel aus, hast dich ja ganz heiser geschrieen. Hier hältst vor der unrechten Schmiede: von denen, die hier sitzen, ist seit mindestens einer Stunde keiner aus der Stube kommen. Bist aber auch ein rechter Leichtfuß, heißt das, du mußt nicht besonders fest auf den Füßen sein, daß dich ein blinder Schuß gleich zum Purzeln bringen kann. Da sieh den Profoßen an, der ist ein anderer Kerl, den haben sie um einen Fuß kürzer gemacht, und doch steht er auf seine anderthalb anders hin als du auf deine zwei ganze. Den schmeißt keiner so leicht um, weder mit einer blindgeladenen Kanone noch mit einer scharf-

geladenen Butell'. Laß das Hasseliren sein," sag' ich, „und komm her, ich bring' dir's. Es vertreibt dir den Schnapsgeruch."

Der Invalide, der an der Tischecke saß, hatte alsbald zum Beweis für das Gesagte den Stelzfuß auf dem Tisch und trommelte damit nach Wein. Zugleich machte er Anstalt, seine Geschichte wieder aufzunehmen, aber es glückte ihm nicht.

„Dein gut's Wohlsein, Küblerfritz!" sagte der Schütz, das dargebotene Glas annehmend und auf Einen Zug leerend, mit einer Mischung von Freundlichkeit und Spott, „es scheint, du machst jetzt Feuerkübel und verlegst dich auf's Löschen. Wünsch' Glück dazu. Lösch' aber nur zuerst den Brand in deinem eigenen Haus, du Mann im Feuerofen. Wiewohl, dein Feuerteufel, deine Marget, ist heut abgekühlt worden; sie hat ganz krumme Finger gehabt und hat laut geschnattert, wie ich sie wieder aus dem Häusle herausgelassen hab', wegen der großen Kälte ist sie nur auf ein paar Stunden dreingesprochen worden."

„Was? ist dein Weib heut eingesperrt worden, Kübler?" fragte der Invalide.

Der Kübler nickte mürrisch. „Ihr wisset ja, wie sie ist und wie sie mein Mädle von meinem ersten Weib plagt und den Waisen, den ich aus dem Heiligen in der Kost hab'. Zu dem sagt sie immer: ‚Du Bettelhund! du Herrenhund! du schlappohriger Hund!' und schlägt ihn zwischen die Löffel, zwischen die am Kopf, mein' ich, wenn er den Löffel in der Schüssel zu voll macht. Er ißt freilich schier mehr, als er einträgt, das Kostgeld ist so mager. Ihr könnt auch in meinem Gesicht sehen, wie sie mich diese Feiertage gezeichnet hat. Vor Weibernägeln ist auch der Stärkste nicht sicher. Ich hab' sie aber durchgewalkt, daß ihr die Knochen heut noch mürb' davon sind, und hätt' eigentlich keine Hilfe nöthig gehabt vom Kirchenconvent; ich kann Gottlob allein mit ihr fertig werden."

„Hat sie dich denn verklagt?"

„Nein, das läßt sie wohl bleiben. Der Pfarrer hat eben von irgend einer guten Nachbarschaft gehört, daß es

wieder einmal Händel bei uns gegeben hat, und hat dann die Sach' vor Kirchenconvent gebracht. Sie haben gemeint, sie müssen heut' noch eine Sitzung halten, die Herren, und das ganze Kutterfaß vom alten Jahr ausleeren. Es sind noch Viele vorgeladen gewesen."

„Haben sie dich gestraft?"

„Nein, wiewohl ich die Schläg' nicht abgeleugnet hab', aber meines Weibes Bosheit ist eben Gott und der Welt bekannt. Doch bin ich auch nicht ungerupft davon gekommen. Sie hat über mich geklagt, ich sei ein Faullenzer und verdiene nichts in's Haus. Jetzt sagt selbst, ihr Mannen, ob das wahr ist?"

„Nein, nein!" riefen Alle zusammen, „das kann man dir nicht nachsagen."

„Ich weiß wohl," fuhr der Kübler fort, „es geht knapp bei uns her, und Armuth ist eine Haderkatz'. Wenn man vollauf hat, so kommt man viel leichter mit einander im Frieden aus. Aber meine Schuld ist's nicht, wenn's manchmal sogar am Kreuzer fehlt. Mein Weib mit ihrem abscheulichen Fluchen, wegen dessen sie gestraft worden ist, und mit dem Spektakel, den sie immer mit meinem Kind hat, schreckt die Leut' ab, daß sie nicht gern in's Haus kommen und lieber ihr' Sach' wo anders machen lassen. Aber man darf den Herren nur etwas an die Kunkel stecken, und wenn's eitel Alteweiberfäden wären, gleich machen sie ein Gespinnst daraus. Mein Weib hat mit keinem Wörtle beweisen können, daß ich faul sei, und die Herren haben ihr eigentlich auch nicht geglaubt; und doch hat mir da der Pfarrer eine lange Predigt und Vermahnung geben, ich solle fleißig arbeiten, damit mein Weib keine Gelegenheit habe, über mich zu klagen. Ist das auch recht? Statt daß er mich in Schutz nimmt oder wenigstens meinem Weib aufgibt, sie solle beweisen, was sie wider mich sage, hilft er noch auf eine gewisse Art dazu, als ob das Geschwätz einen Grund hätt', und er weiß doch selber keinen."

„Ja," lachte Friedrich, „wer vor Kirchenconvent kommt, kriegt immer eine Vermahnung auf den Weg und eine Sal-

bung, wenn sie auch gar keine Heimath hat. Für was wären denn die Herren da?"

„Das Ding hat mich so erzürnt," sagte der Kübler, „daß ich's gar nicht los werden kann. Ich wär' vielleicht heut' Abend zu Haus geblieben, denn ich hätt's wohl nöthig, bin nicht mehr der lustig' und durstig' Küblerfritz, der ich in meinen ledigen Jahren und bei meinem ersten Weib gewesen bin. Aber der Pfarrer hat mir's angethan, der ist Schuld, daß ich die Batzen in Wein aufgehen lass', anstatt zu sparen. Ich spür's in allen Gliedern, heut' Nacht muß noch ein Rausch getrunken sein. Juhu! Komm, Frieder, stoß' mit mir an. Du bist auf eine Art auch im gleichen Spittel krank mit mir."

Friedrich stieß an. „Alle bösen Weiber sollen mit dem alten Jahr hinfahren!" rief er.

„Du bist übrigens heut' noch nicht am schlecht'sten weggekommen, Kübler," sagte der Schütz, der inzwischen, von dem Invaliden und dann von Friedrich gleichfalls mit einem Glase Wein begrüßt, sich am Tische seßhaft gemacht hatte, theils, weil es ihn bedünken mochte, hier sei's gut Hütten bauen, theils, weil er im Sitzen seine angehende Trunkenheit besser verbergen zu können glaubte. Dies gelang ihm auch, und er wurde sehr gesprächig, wobei er freilich zuweilen stark mit der Zunge anstieß, auch seine Amtsstimme über die Gebühr anstrengte, was jedoch auf dem Lande, wo Jeder im Reden ein wenig schreit, nicht besonders aufzufallen pflegt. „Dem Küfer da drüben ist's nicht so gut gegangen," fuhr er fort, „den werdet ihr heut' Abend noch nirgends gesehen haben."

„Nein, er ist ein stiller Mann," sagte der Bäcker, der sein Glas stehend am Ofen trank und seine Frau dann und wann ein wenig in der Bedienung ablöste; „man sieht ihn nie außer'm Haus, als wenn ihn das Geschäft hinausführt, und am Fenster läßt er sich auch selten blicken. Er ist eingezogen, wie nicht leicht Einer."

„Absonderlich heut'!" lachte der Schütz. „Da wär's eine Kunst für ihn, sich an seinem eigenen Fenster sehen zu

lassen, und wo er jetzt ist, wird er freilich nicht gern an's Fenster gehen."

„Was? Ich will nicht hoffen!" rief der Invalide. „Ist er denn —"

„Eingezogen, wie der Beck bereits gesagt hat."

„Der Küfer ist eingesteckt?" riefen Alle zusammen.

„Ach, er sitzt eben ein wenig bei mir im Hauszins," sagte der Schütz, „und frieren thut's ihn nicht, denn ich hab' ihm einen guten warmen Ofen gemacht; sonst thät' er's nicht aushalten die vierundzwanzig Stunden im Thurn."

„Der Küfer im Thurn!" rief Alles. „Was hat er denn gethan?" fragte der Bäcker. „Der thut ja keinem Hühnle weh und ist so ein ruhiger Mann, daß es viel ist, wenn man nur in der Nachbarschaft merkt, ob er zu Haus ist, oder nicht."

„Was hat er gebosget?" fragte der Kübler.

„Er muß sein Weib doch sehr leis geschlagen haben, wenn Ihr nichts davon gehört habt, Beck," sagte der Schütz.

„Ja was, so hab' ich's nicht gemeint," sagte der Bäcker; „natürlich, Stuß gibt's überall, auch in der stillsten Haushaltung."

„Ein Weib prügeln, das ist doch keine so besondere Sach'," riefen die Andern durch einander. „Und die Küferin," meinte Einer, „hat's eben auch dann und wann nöthig."

„Die Weiber," bemerkte der Bäcker, „müssen iebott (zuweilen) Streich' han', sonst meinen sie, man hab' sie nicht lieb."

„Aha, Beckin," riefen die Gäste, „hat er Euch seine Liebe auch schon bewiesen?"

„Nein, der Mein' macht nur Spaß," sagte sie, „mich hat er noch nie geschlagen."

„Und dessentwegen ist der Küfer in Thurn kommen?" fragte der Müllerknecht.

„Bewahre!" antwortete der Schütz, „blos vor Kirchenconvent. Sein Schwäher, der Schneider, hat ihn beim Herrn Pfarrer verklagt, daß er, wie der Herr Pfarrer mir erzählt hat, sein Weib um nichtswürdiger Ursachen willen jämmerlich

traktiret hab'. Also hat mich der Herr Pfarrer zum Herrn Amtmann geschickt. Der hat aber gleich gesagt, da werde es etwas setzen, denn der Küfer sei zwar in seinem Handwerk fleißig und kein übler Haushälter, aber sonst ein eigensinniger hartnäckiger Gesell. Es ging auch so, wie der Herr Amtmann gesagt hatte, denn obwohl man mich zweimal zu ihm schickte, denn ich muß eben Alles ausrichten, weil der Herr Amtmann den Amtsknecht fast ganz in's Haus braucht, als seinen Leibdiener, so kam er doch nicht, so daß ich ihn zuletzt mit zwei Männern hab' holen müssen. Das hat er aber wohlweislich vorausgesehen und sich in's Sternwirths Keller etwas zu schaffen gemacht, damit ihm der Spektakel nicht in seinem Haus über den Hals käm'."

„Und darum ist er in Thurn kommen?" wiederholte der Müllerknecht.

„Nein, er hat dann böse Reden geführt, denn so still er sonst sein mag, so hat er vor Convent das Maul weit aufgethan. Wie man ihm fürgehalten hat, warum er ungehorsam gewesen sei, hat er gesagt, er habe vor dem Kirchenconvent nichts zu schaffen, es sei ihm solches ein Schimpf, sein Weib hab' die Schläg' nöthig, der vorige Pfarrer und Amtmann haben ihm selber gesagt, er solle sie nur schlagen, wenn sie's brauche. Wenn ihn der Herr Amtmann für sich citire zum weltlichen Amt, so komme er, und man brauche ihm nicht mit dem Holzschlägel zu winken, aber auf kirchenconventliche Citation komme er nicht, sonderlich, wenn man ihm den Büttel schicke — damit hatte er mich gemeint; — man solle ihm ein geschworen Weib schicken oder die Hebamme, das seien des Pfarrers seine Amtsboten."

Alles lachte zusammen.

„Zuletzt ist's dann vollends faustdick kommen," fuhr der Schütz fort. „Da hat er sich vernehmen lassen, es geh' hier viel Unordnung vor, so nicht gestraft werd', der Pfarrer melier' sich mit hiesigen Weibern, die Leute reden ihm viel nach. Ich hab' vor der Thür' nicht Alles verstanden, denn vorher hat er ein wenig geschrieen, das Schärfst' aber hat er nicht mehr so laut gesagt, er wird gedacht haben, es

schalle auch so noch deutlich in die Ohren. Den Herr Pfarrer aber hat man nachher verstehen können, der hat ihn angeschrauen, er sei ein liederlicher Gesell, was er denn von ihm sagen könne? Und man müsse die Sache an's löbliche Oberamt nach Göppingen berichten. Der Herr Amtmann aber hat ihn einstweilen in Thurn sperren lassen."

„Wenn er da bleiben muß, bis von Göppingen Bescheid kommt," sagte Friedrich, „dann kann er lang sitzen."

„Wird nicht so gefährlich sein," sagte der Schütz, „er behält sein frei Logis ein' Tag oder zwei, bis die Sache ein wenig versaust ist, und dann darf er heraus und abwarten, was vom Oberamt kommt."

„Was kann ihm denn blühen?" fragte der Müllerknecht.

„Ich wollt' eine Wette drauf eingehen," antwortete der erfahrene Diener der Obrigkeit, „er kriegt nicht mehr, denn einen Ordinari-Frevel, und natürlich muß er depreciren. In Göppingen sieht man eben drauf, daß es am Gehorsam und schuldigen Respekt nicht mankirt, aber auf das Geschwätzwerk selber läßt sich der Vogt nicht ein, er nimmt's nur so überhaupt, wie der Teufel die Bauern."

Alle lachten über diese Bemerkung, welche besagen sollte, daß der Oberbeamte derlei Dinge in Bausch und Bogen abzumachen pflege.

„Vielleicht," äußerte Friedrich, „denkt er auch, das Geschwätz habe einen Grund; denn um drei Gulden fünfzehn Kreuzer wär's billig geschimpft. Ist denn was dran? Ich hab' doch nie gehört, daß man dem Pfarrer mit Weibsbildern etwas nachsagt."

„Nein," versetzte der Kübler, „das hat auch der Küfer nicht sagen wollen von dem alten Krattler. Aber das ist wahr, daß er sich Schwätzereien zutragen läßt von jeder Magd am Brunnen und von jedem bösen Weibermaul. Die stecken sich hinter die Pfarrerin und schleichen zu ihr in die Küche; von ihr erfährt's dann er, und auf die Art ist's eine beständige Spionerei im Flecken, durch die eine Menge nichtsnutziges läppisches Zeug an die Obrigkeit gebracht wird

und Vieles, was eher der Müh' werth wär', unbeachtet bleibt. So ist eigentlich die Obrigkeit in der Gewalt von etlich bösen Zungen, denn der Pfarrer meint, er müss' nach Allem sehen, und weil er das nicht kann, auch überhaupt die Natur bei ihm zu kurz ist, so behilft er sich mit dem Geschwätz. Und der Amtmann, der läßt sich dann in jeden Lauf laden, aus dem einer schießen will, ohnehin, wenn der Pfarrer den Finger am Drücker hat oder auch die gestrenge Frau Amtmännin. Die andern Conventsmitglieder aber, die drin sitzen, sind der Garnichts, das weiß man ja. Dann braucht man nur bei den Herren was anzubringen, absonderlich, wenn man beim Pfarrer ein paar gottselige Redensarten mit unterlaufen läßt, dann sehen sie nicht auf die Sache selber, sondern, daß etwas angebracht ist, das ist ihnen der Hauptpunkt, und daraus machen sie dann ein Protokoll und ein Geschäft, wie wenn sie dabei gewesen wären und Alles besser wüßten, als der, den's doch angeht." — Mit diesen Worten reichte er sein Glas dem Schützen, der sich auch gleichmüthig, während über seine Vorgesetzten losgezogen wurde, den Mund stopfen ließ.

„Zu was wären sie denn sonst da?" bemerkte Friedrich.

Der Invalide stieß ihn an und flüsterte: „Sei Er doch politisch und laß Er den Kübler allein das Maul brauchen. Der steckt in Schuhen, woran nichts mehr zu flicken ist. Aber Ihm könnt's Schaden bringen, denn der Schütz ist ein Kalfakter; er schmarotzt, so viel man ihm gibt, und nachher trägt er Alles, was er dabei gehört hat, seinen Herren wieder zu."

„Was liegt mir dran?" entgegnete Friedrich trotzig.

„Und was ist denn noch mehr heut' vorgekommen bei der Kirchencensur?" fragte der Invalide den Schützen, um das Gespräch abzulenken.

„O, mehr als viel," sagte dieser, „die Sitzung hat noch nie so lang gedauert, es ist mir ganz schwach worden vom langen Warten im Oehrn. Zuerst," begann er mit einer Amtsmiene, „sind Kirchenstuhlstreitigkeiten unter den Weibern abgemacht worden; das ist ja ein stehender Artikel bei allen

Conventssitzungen. Dann hat man junge Bursche vorgefordert, die aus der Kinderlehre weggeblieben sind, und hat sie mit Vermahnung wieder springen lassen."

Friedrich biß sich auf die Lippen, sagte aber nichts, um nicht den Spott der Gesellschaft gegen sich herauszufordern.

„Dann hat man eine Separatistin fürgehabt, die in Jebenhausen drüben bei der gnädigen Frau in die Stund' gangen ist."

Der Gesellschaft war dies so gleichgültig, daß sie nicht einmal nach dem Namen fragte.

„Ferner hat man die alte Anna fürgenommen, die mit dem krummen Fuß, die mit ihren drei Waisen dreißig Kreuzer wöchentlich hat. Der ist fürgehalten worden, daß sie als ein altes baufälliges Weib gleichwohl etlichmal nach Zell hinunter in die Kirche gegangen sei, mit Verachtung des hiesigen Gottesdienstes, und habe sich deshalb die Bürgerschaft über sie beschwert."

„Ja, die Bürgerschaft!" rief der Kübler. „Ein paar alte Weiber werden zum Pfarrer geloffen sein, und vielleicht der Kreuzwirth, und werden ihm nach dem Maul geredt han."

„Was ist ihr geschehen?" fragte der wohlwollende Invalide, in der Absicht, seinen Liebling nicht auch wieder in diesen Ton verfallen zu lassen.

„Sie hat sich verantwortet, sie hab's nur drei- oder viermal gethan und sei sie allweg von andern Leuten hinuntergeschickt worden, weil sie eben unerachtet ihrer Gebrechlichkeit sehen müsse, wie sie etwas verdiene, und dann sei sie, um wenigstens das Wort Gottes zu hören, dort in die Kirche gegangen. Man hat dann beschlossen, daß man ihr von den dreißig Kreuzern, die sie aus dem Almosen hat, zehn nehmen und künftig nur noch zwanzig geben wolle, und ihr bedeutet, wenn sie ferner nach Zell in die Kirche gehe, so werde man ihr das Almosen gar nehmen. Sie hat mich gedauert, denn sie hat schrecklich geheult."

„Predigt man denn in Zell ein anderes Wort Gottes,

als hier?" rief Friedrich, indem er wild mit der Faust auf den Tisch schlug. „Das ist doch überaus, wenn so ein — er besann sich vor dem Schützen einen Augenblick — wenn so ein Pfarrer meint, man dürf' keinen Anderen hören, als ihn, und nimmt einem armen alten Weib darum das Brod! Und was man in den Kirchen hört, das ist doch meistens nur um der Einkünfte willen gepredigt. Wenn sie's umsonst thun müßten, wie im Evangelium, und dem Volk noch Brod dazu geben, ei wie geschwind stünden die Kanzeln leer."

Ein Gemurmel durchlief die Gesellschaft; es schien aber keinen Widerspruch anzudeuten. Der Invalide fragte schnell: „Was hat's noch weiter geben?" und schob sein Glas dem Schützen hin, der ihm bereitwillig Bescheid that, ohne den rebellischen Reden sichtliche Aufmerksamkeit zu schenken.

„Allerlei Sabbathentheiligungen sind abgerügt worden," fuhr er fort. „Einer ist am Sonntag in's Feld gangen, ein Anderer hat gedroschen, und des Küblers sein Bruder ist auch vorgewesen, der hat am Sonntag eine Bettlade angestrichen, und so noch Andere mehr. Die sind ein Jedweder um ein halb Pfund Heller in Heiligen gestraft worden."

„Nächstens wird man am Sonntag nicht einmal mehr einen Bissen zu sich nehmen dürfen," murrte Friedrich.

„Ja," rief der Kübler, „du hast vielleicht gar nicht weit daran vorbeigeschossen, denn der Pfarrer in Hattenhofen drüben hat sich bereits verlauten lassen, man sollt' eigentlich den Tag des Herrn mit Fasten zubringen."

Die Gesellschaft lachte unwillig.

„Die Obrigkeit macht aber doch auch billige Ausnahmen," sagte der Schütz zu Friedrich. „Wie Sein Vater verwichenes Jahr um Ostern angebracht worden ist, daß er am Sonntag mit einem Wagen Haber nacher Stuttgart gefahren sei, da ist ihm nichts geschehen, weil er sich hat verantworten können, der Haber gehöre der Herrschaft und habe zur Gottesdienstzeit in Stuttgart sein müssen."

„Ja wohl!" lachte Friedrich bitter, „wenn's für die Herrschaft ist, dann ist's keine Sünd'! Ich hab' geglaubt,

vor Gott sei Alles gleich. Aber der Herzog jagt auch am Sonntag, wenn's ihn ankommt, und fragt nach keinem Pfarrer nichts. Ich hab' ihn selber schon am Sonntag hier durchreiten sehen.

„Und letzten Sommer hat man Seinen Schwager auch entschuldigt, weil er an einem Sonntag Garben eingeführt hat, die von den wilden Schweinen übel zugerichtet gewesen sind. Da hat der Convent ein Einsehen gehabt und hat judicirt, es sei ein Nothwerk gewesen."

„Ja, was!" sagte ein Bauer, „bei so fürnehme Leut' hat man freilich ein Einsehen."

„Ich will doch nicht hoffen," rief ein Anderer, „daß der Kirchenconvent auch noch den wilden Säuen den Kopf heben sollt', die uns das Feld verderben und die beste Frucht wegfressen! Unsereins muß sich das ganze Jahr hindurch schinden und plagen, damit man in Stuttgart in Saus und Braus leben kann, und man sollt' nicht einmal seine Frucht einthun dürfen, eh die Beester sie vollends ruinirt haben?"

„Man hat nicht blos mit dem Sonnenwirth und solchen Leuten ein Einsehen," bemerkte der Schütz dem vorigen Redner, „sondern auch mit dem gemeinen Mann. Wie im Heuet das Gewitter auf unsere Markung geschlagen hat, Göppingen zu, und ein Hochwasser zu befürchten gewesen ist, hat nicht da der Herr Amtmann am Sonntag früh ausschellen lassen, die Leute sollen und müssen ihr Heu sogleich heim thun, daß und damit es nicht vom Wasser fortgenommen werde?"

„Ei, ich wollt', er hätt's draußen gelassen," erwiderte der Angeredete, „das Wasser ist nicht stärker worden, wie man hat voraussehen können, und mit dem Heu hat man nachher seine liebe Noth gehabt. Hätt' man's liegen lassen dürfen, so wär's auf dem Feld trocken worden."

„Das war dazumal," sagte Einer aus der Gesellschaft lachend, „wo der Blitz dem Käsbalthes sein Paar Ochsen erschlagen hat. Ich seh' ihn noch immer, wie er dagestanden ist und eine Faust gegen den Himmel gemacht und geschrieen hat: ‚Jetzt soll aber auch unserm Herrgott sein bestes Paar Engel verr— ‘"

Ein schallendes Gelächter folgte auf diese Erzählung. „Das dürft' auch nicht beim Kirchenconvent vorkommen," bemerkte Einer.

„Ei, so schlag!" rief der Müllerknecht, immer von Neuem in Lachen ausbrechend und das verpönte Wort in unschuldigerer Wendung wiederholend: „so, unserm Herrgott soll sein bestes Paar Engel capores geh'n?"

„Ja, und dem Herzog sein schönstes Paar Tänzerinnen!" knirschte der Kübler, indem er das Glas auf den Tisch stieß.

In der Wirthsstube wurde es plötzlich so still, daß man eine Fliege summen hörte, die sich in der Tag und Nacht gleichen Wärme des Bäckerhauses lebendig erhalten hatte.

„O, daß ich könnte ein Schloß an meinen Mund legen und ein fest Siegel auf mein Maul drücken!" sagte die Bäckerin mit biblischer Betonung.

„Was!" rief der Kübler wild, „ist denn eine zerbrochene Fensterscheib' in der Stub', daß man seine Wort' hüten muß?"

Friedrich sah unwillkürlich nach dem Schützen hin.

„Vor Kirchenconvent wenigstens dürft' so etwas nicht bekannt werden," sagte der Müllerknecht, der so eben noch eine Verwünschung der Engel Gottes weit minder verfänglich gefunden hatte als einen Fluch über die Tänzerinnen des Herzogs.

Der Schütz, dem der Blick des jungen Burschen nicht entgangen war, versetzte: „Ich denk', der Herr Amtmann und der Herr Pfarrer werden froh sein, wenn sie nichts davon erfahren. Es ist besser, eine solche unverständige Red' bleibt in der Gemeind', denn wenn sie weiter käm', so könnt' sie Einen an Leib und Seel' zeitlebens unglücklich machen."

Der Kübler, dem der Wein mehr und mehr in den Kopf stieg, brummte einiges dagegen, und der Schütz, etwas steif von Trunkenheit und Autoritätsbewußtsein, schien nicht geneigt, ihm eine Antwort schuldig zu bleiben, so daß der Invalide sich abermals in's Mittel legen zu müssen meinte. „Ich hab' die Kirchenconventsgeschichten satt bis oben herauf,"

sagte er leise zu Friedrich, „und doch weiß ich dem Kerl das Maul nicht anders zu stopfen, denn daß ich ihn aus der Schul' schwatzen lass'; das kitzelt seinen Hochmuth." Und zum dritten Mal fragte er ihn, „was sonst noch verhandelt worden sei."

„Ein Husarentanz," sagte der Schütz.

„Was?" riefen die Andern und sperrten Maul und Augen auf.

„Die Conventsherren werden doch nicht getanzt haben," sagte der Müllerknecht.

„Dummes Geschwätz!" entgegnete der Schütz. „Dem Herrn Amtmann war angezeigt worden, daß in einem Lichtkarz bei der kropfigen Lisabeth Kuchen gegessen worden seien und daß des Xander's Bäsle, die bei ihm dient, den Husarentanz dabei getanzt habe, wobei auch ledige Bursche zugegen gewesen seien. Die Tänzerin und die Lisabeth, weil die den Karz ohne Erlaubniß gehalten, sind jede ein paar Stunden in's Häusle gesprochen und mit einem Weiberfrevel gestraft worden, und von dem Weibsgeziefer, das im Karz Kuchen gessen hat, ist jede um elf Kreuzer gestraft worden, so auch der Beck, der neben der Lisabeth wohnt und die Kuchen backen hat."

Friedrich horchte hoch auf: dies war der Karz, in welchen Christine durch seine Vermittlung eingeführt worden war. Er hütete sich aber wohl, zu fragen, ob Christine unter den Gestraften gewesen sei.

„Der Husarentanz?" fragte der Müllerknecht, „was ist denn das für ein Tanz?"

„Kein besonders anständiger," antwortete ihm Friedrich.

„Der Husarentanz," sagte der Schütz, „nun, das ist eben der Husarentanz. Wer wird denn den nicht kennen?"

„Der Schütz," rief der Kübler, „stellt sich doch, als ob er Alles wüßt'! Ich bin euch gut dafür, daß er ihn selber nicht kennt."

„Was, ich?" erwiderte der Schütz und richtete sich stolz empor, „ich soll ihn nicht kennen?"

„Nein, ich wett', was du willst."

„Eine Flasch' Wein!"

„Eingeschlagen!"

Und ohne an seine Amtswürde zu denken, sprang der Schütz vom Stuhl auf, setzte den Hut verkehrt auf den Kopf, nahm die Rockzipfel zwischen die Zähne und führte einen seltsamen Tanz mit plumpen Sprüngen auf, die sich um so abscheulicher ausnahmen, da er im wachsenden Rausche seines Körpers nicht mehr mächtig war. Wenn das Mädchen, von dem er erzählte, nur zum zehnten Theil so häßlich getanzt hatte, so hatte Friedrich mit seiner Bezeichnung vollauf Recht gehabt. Die Gesellschaft brüllte vor Lachen, aber in den Augen der Männer malte sich zugleich die Verachtung, welche die Bäckerin noch deutlicher ausdrückte, indem sie, ohne lachen zu können, mitleidig nach dem Lustigmacher hinsah. „Da tanzt unsere Obrigkeit!" sagte der Kübler.

„So, das ist der Husarentanz!" keuchte der Schütz, indem er athemlos auf seinen Stuhl zurückfiel. „Jetzt eine Halbe dem Küblerfritz!"

Das Gelächter dauerte noch lange fort, während er sich schon den Preis seiner Schaustellung schmecken ließ. Er wurde mit zweideutigen und spöttischen Lobsprüchen überschüttet, und der Invalide sagte ihm, er sollte sich beim Ballet in Stuttgart anstellen lassen, da würde er am Besten hintaugen.

Diese Aufnahme seiner künstlerischen Production machte ihn wieder ein wenig nüchtern. „Aber das Schönste hab' ich noch gar nicht erzählt!" rief er, um den ihm allmählig klar werdenden Eindruck des Possenspiels, das er so eben aufgeführt hatte, zu verwischen. „Ein Hexenprozeß ist heut' noch zu guter Letzt verhandelt worden!"

„Ein Hexenprozeß? Was? Wird wieder einmal eine Hex' verbrennt?"

„Nein, dazu bietet die Obrigkeit nimmermehr die Hand. Aber doch ist's ein Hexenprozeß gewesen und das ein saftiger. Ich hab' schon gemeint, die Sitzung geh' zu End', die Herren haben nur noch ein wenig von wegen der Kirche und Schule discurirt — der Wetterhahn ist lahm worden, und

die Schulmeisterin will eine Küche und mag sich nicht mehr mit dem schlechten Verschlag zum Kochen behelfen — da kommt auf einmal der Franzos den Gang herangestiegen, wie ein welscher Hahn, und den Hut hat er ganz schief aufgehabt, so daß ich gleich gedacht hab', da sei bös Wetter im Anzug."

„Wer ist der Franzos?" fragte der Müllerknecht.

„Man heißt ihn so, weil er ein Jahr im Elsaß das Sattlerhandwerk gelernt hat und davon ein wenig welscht. Er hat eine Hammelayin zum Weib. Ich hab' ihn gleich müssen bei Convent anmelden, und weil ich neugierig gewesen bin, hab' ich die Thür ein wenig offen gelassen. Da hat er schrecklich gethan und immer mit den Händen dazu gefochten und hat den Schmiedhannes verklagt, daß er heut' in Gegenwart des ganzen löblichen Magistrats, just vor der Conventssitzung, in einem Streit wegen eines Gartenzaunes die Hammelayischen insgesammt Hexen gescholten habe. Das sei ein Schimpf und eine Schande für ihn und seine Gefreundten, und er klage im Namen der ganzen Hammelayischen Familie, man möchte den Schmid zur gebührenden Strafe ziehen und ihm eine christliche Abbitte auferlegen. Ich hab' gleich den Schmidhannes holen müssen, und der hat auch ohne weiteres bekannt, daß er diese Rede vor gesessenem Gericht ausgestoßen hab', und es sei wahr, er bleibe dabei, denn die alte Hammelayin sei ihm schon vor fünf Jahren einmal in aller Früh' ohne Haub' im Hemd und Rock begegnet, hab' auch eine schwarze Katz' bei sich gehabt die so groß als ein Kalb gewesen sei. Der Herr Amtmann hat ihm drauf die Sach' ausreden wollen, er hab' vielleicht einen starken Morgenschnaps getrunken gehabt und die Katz' durch eine zu große Brill' angesehen. Er aber ist dabei beharrt, daß er keinen Rausch gehabt habe, und wie ihm der Herr Amtmann zugesetzt hat, so ist er zornig worden und hat sich verschworen, der Teufel solle ihn zu Sägmehl verreißen, wenn er weiter als für sechs Kreuzer getrunken gehabt hab'. Auf das ist der Herr Pfarrer aufgefahren, und der Herr Amtmann hat ihm gleich zwei Pfund Heller andictirt, weil er

sich mit Fluchen vermessen hab', absonderlich in Gegenwart des Herrn Pfarrers. Das hat ihn denn etwas mürber gemacht, und endlich hat er sich zureden lassen, daß er den Hammelayischen solche Gottlosigkeiten nicht beweisen könne, sondern aus Zorn und Unverstand geredt' hab'. Er hat dann dem Franzosen für die Hammelayischen Abbitte thun müssen und ist als ein schlecht bemittelter Mann, den die zwei Pfund Heller schon sauer ankommen, auf zweimal vier und zwanzig Stund' in Thurn gesprochen worden, heißt das, erst wenn das Quartier vom Küfer frei wird."

„So was muß man eben auch nicht auf seine Nebenmenschen bringen, wenn man's nicht beweisen kann," bemerkte der Müllerknecht, „das ist doch das Allerärgst', was man Einem nachsagen kann."

„Die Obrigkeit nimmt ja so etwas gar nicht mehr an," sagte einer der Bauern, die in der Gesellschaft saßen, verdrießlich. „Da können alle Greuel geschehen, man fragt nichts darnach, und wenn Einer das Maul drüber aufthut, so wird er noch gestraft. Die Herren glauben's nicht oder thun wenigstens so, und man sagt, auch der Herzog hab's nicht gern. Wer weiß, was dabei im Spiel ist, daß man dem Teufel so den freien Lauf läßt. Vor Zeiten ist das anders gewesen."

„Also wenn's nach Euch ging'," sagte Friedrich, „so müßt' man die alten Weiber wieder schwemmen und an der Leiter aufziehen und verbrennen. Saubere Zeiten sind das gewesen! Wenn ich irgend etwas an der Obrigkeit lob', so ist es das, daß sie solchem dummen Geschwätz kein Gehör mehr gibt."

„Was?" schrieen die in der Gesellschaft anwesenden Bauern zusammen, „das soll dummes Geschwätz sein? Heißt's nicht in der Bibel: ‚Die Zauberer und Greulichen sollt du mit Feuer verbrennen?‘ Und das soll ein dummes Geschwätz sein? Soll's denn keinen Teufel mehr geben? Wer das nicht glaubt, der glaubt auch nicht an die Ewigkeit und glaubt nicht, daß es selige und verdammte Geister gibt."

„Ich hab' wenigstens noch keinen gesehen," bemerkte Friedrich kalt.

„Der glaubt gar nichts!“ rief Einer, und die Andern sahen den Gegenstand dieses Verwerfungsurtheils mit einem gewissen Abscheu an.

„Oder,“ sagte ein Anderer, „ist er vielleicht —? Ich weiß nur nicht, wie ich's angreifen soll, denn man wird ja gleich gestraft, wenn man seine Wort' nicht auf die Goldwag' legt.“

„Soll ich vielleicht selber ein Hexenmeister sein?“ lachte Friedrich. „Nur herzhaft 'raus mit der Farb'! Ich lauf' deswegen nicht so gleich vor Kirchenconvent, ich bin nicht so empfindlich, auch hat man seiner Lebtag keinen Esel einen Hexenmeister gescholten, denn dumme Leut' kann der Teufel, scheint's, nicht brauchen.“

„Was die alte Hammelayin betrifft,“ sagte der Invalide, um das Gespräch von dieser Klippe ab wieder in ruhigeres Fahrwasser zu leiten, „so ist es gewiß und wahrhaftig, daß sie eine mächtige Raffel unter der Nas' sitzen hat.“

„Ja,“ sagte ein Anderer, „sie hat aber nicht blos ein bös Maul, sondern es ließ' sich sonst noch allerlei über sie sagen. Wißt ihr noch, wie ihre ältere Tochter, die jetzt den Schneider hat, wie die mit dem Diegelsberger hat Hochzeit gehabt? Die Hochzeit ist im Hecht angestellt worden, und der Bräutigam, dem's schon um acht Uhr weh gewesen ist, Nachts um Zwölfe will er noch einen Tanz thun, — plötzlich stürzt er nieder und ist in Zeit einer Minut' maustodt. Es ist so schnell gangen, daß ein tanzendes Paar über ihn zu Fall kommen ist; die haben einen Gräusel davon getragen, daß sie's ein paar Tag' lang geschüttelt hat. Man hat viel drüber gesprochen.“

„Nun ja, was wird's gewesen sein?“ sagte Friedrich, „ein Steck- und Schlagfluß.“

„Ja, so hat man bei Amt auch gesagt und hat ihn mit einer Leichenpredigt auf dem Kirchhof begraben. Ich weiß noch, wie sie angefangen hat: ‚Hui, hui, sagt der Tod, der starke Held, ich kann auch mittanzen.‘ Aber es gibt Leut', die wollen's besser wissen, die sagen — Nun, ich will nichts gesagt haben, aber so viel ist gewiß, daß der Alten

die Heirath von Anfang an nicht nach ihrem Gusto gewesen ist. Die Junge hat erschrecklich gethan und hat sich nicht trösten lassen wollen. Nachmals aber hat sie den Schneider genommen; ich weiß noch, auf ihrer Hochzeit ist grad' die Nachricht ankommen, daß ihr Schwager, der Goldstein, der sein Weib mit drei Kindern hier hat sitzen lassen, in Speier die Religion schangschirt hab' und eine Katholische geheirathet und sei mit ihr nach Pennsylvanien gangen."

„Von der Alten erzählt man ein feines Stücklein aus ihren jungen Jahren, wo sie bei Seines Pflegers Vater im Dienst gewesen ist," hob ein Anderer, zu Friedrich gewendet, an. „Damals hat sie's mit einem Balbierersgesellen gehabt aus Adelberg. Er hat ihr zu Familie verholfen, eine Tochter ist's gewesen, ich glaub', eben die Schneiderin, die so unglücklich hat Hochzeit gehabt. Sie hat ihn aber verschont und hat ihn nicht angegeben, daß er der Vater zu ihrem Kind sei. Er hat's ihr nachher schlecht gedankt und ist von ihr weg blieben. Jetzt, was hat das leichtfertig' Mensch gethan, das nichtsnutzig'? Ueber einmal, wie ihr Herr in die Küche kommt, sieht er ein Paar Strümpf' im Kamin hängen. Was sind denn das für Würst', fragt er, sollen denn die geräuchert werden? Die Magd, nicht faul, reißt die Strümpf' geschwind herunter und gibt vor, die Strümpf' gehören ihr, sie hab' sie schnell wollen trocknen, weil sie naß geworden seien. Er aber, eben so flink, reißt ihr noch einen aus der Hand und sieht, daß es ein Mannsstrumpf ist. Wie er ihr nun das fürgehalten hat und sie hat nicht wollen weichgeben, so hat er sie beim Pfarrer angezeigt, und da hat sie endlich nach vielem Leugnen gestanden, ein Schäfer hab' ihr gerathen (sie wird aber keinen dazu braucht haben), sie solle sehen, daß sie ein Kleid oder etwas, das der Mensch mit Salvene auf'm blosen Leib getragen hab', zur Hand kriegen könne, und solle es in den Rauch hängen, dann werd's dem Thäter warm werden und immer wärmer und werd' keine Ruh' haben, bis er wieder zu ihr komme."

„Die Frag' ist nur, ob der Barbier auch richtig wieder kommen ist," bemerkte Friedrich.

„Nein, kommen ist er nicht mehr,“ sagte der Erzähler.

„Dann will ich's gern glauben!“ rief Friedrich mit hellem Lachen. „So kann ich auch hexen. Ich sag' nur: Kurrle, Murrle, dann muß der Krug dort auf dem Schrank tanzen. Aber wenn ich nicht dazu den Schrank mit den Händen schüttle, so tanzt der Krug eben nicht. Hexenwerk mag schon Mancher und Manche probirt haben, das will ich zugeben, aber die Frag' ist nur, ob was dabei herausgekommen ist.“

„Vielleicht ist der Balbierer doch innerlich verbronnen,“ stammelte der Schütz.

Friedrich lachte ihn aus. „Ja,“ sagte er, „wenn er Schnaps gesoffen hat.“

„Mir hat doch einmal ein Zimmermann erzählt,“ fiel der Müllerknecht ein, „es hab' ihn Nachts eine Hex' gedrückt und gepeinigt, daß er schier erstickt sei. Er sei dann aufgewacht und hab' die Unholdin in Gestalt einer schwarzen Katz auf ihm liegen sehen. Da hab' er mit der letzten Kraft nach der Axt neben seinem Bett gegriffen und hab' nach der Katz gehauen. Die sei mit einem lauten Schrei davon gefahren und hab' ein Stück von der Vorderpfot' dahinten gelassen. Morgens sei zwar nichts mehr davon dagewesen, wohl aber Blut auf'm Bett und an der Axt. Drauf hab' er seine Gedanken auf ein altes Spittelweib geworfen und sei in den Spittel gangen, um nach ihr zu sehen. Man hab' ihm aber gesagt, er könn' sie nicht sehen, sie liege todtkrank im Bett. Er sei aber dennoch zu ihr gedrungen und hab' sie mit Gewalt aufgedeckt, und da habe sich's gezeigt, daß ihr die linke Hand gefehlt habe, die sei ihr von seiner Axt abgehauen gewesen.“

„Hu, mir gräuselt's!“ rief Einer um den Andern von der Gesellschaft, die sehr andächtig zugehört hatte.

„O Peter, glaub' doch kein so Ding!“ sagte Friedrich. „Was wird sich denn ein Weib in eine Katz' verwandeln können? Wenn du dir von jedem Zimmermann solche Spän' aus'm Verstand hauen läßt, so wirst bald so dumm, daß man Riegelwänd' mit dir hinausstoßen kann.“

Der Streit gegen den hartnäckigen Ungläubigen brach

abermals aus, und diese Leute, die ein derbes Wort über Pfarrer und Kirche ertrugen, wurden ganz wild darüber, daß es mit Hexen und Gespenstern nichts sein sollte, und vertheidigten mit einer wahren Glaubenswuth ihr Dogma, daß der Teufel bösen Menschen die Macht verleihe, auf wunderbare Weise Schaden zu thun, und daß Gott abgeschiedenen Geistern, guten wie bösen, von Zeit zu Zeit aus dem Grabe an die Oberfläche der Erde heraufzusteigen erlaube.

„Nun ja," sagte Friedrich endlich einlenkend, „ich will ja nicht dawider sein, daß sich's andrer Orten vielleicht so verhält, wie ihr saget, denn das weiß ich ja nicht. Aber hier bei uns gibt's keine Hexen und keine Geister, das behaupt' ich."

„Und warum denn nicht?" rief Einer.

„Weil mir noch keine Hex' beikommen ist, und es gibt doch ganz gewiß Solche, die mich zu todt drücken thäten, wenn sie könnten, aber sie können eben nicht."

„Und warum keine Geister?" fragte ein Anderer.

„Weil ich noch keine gesehen hab'! Und was ihr von euch erzählet, daß euch schon vorgekommen sei, das muß mir selber erst auch widerfahren sein, bevor und daß ich's glaub'; denn ich kann doch nicht einsehen, warum ich ein anderer Mensch sein soll als Andere."

„Andere Leut' sind aber doch anders beschaffen," sagte der Müllerknecht. „Es gibt Sonntagskinder."

„Ich bin auch am Sonntag geboren," erwiderte Friedrich, „und hab' Zeit meines Lebens nie was geschaut. Ich weiß ganz gewiß," fuhr er mit wachsender Wärme fort, denn der Wein stieg ihm nach und nach in den Kopf, wenn ein Verstorbenes wieder zu den Menschen kommen könnt', so wär' ich so gut ein Geisterseher wie irgend Einer in der Welt."

„Warum das? Wo so?"

„Meine Mutter," sagte der junge Mensch, indem er trotz seiner Lebhaftigkeit die Stimme dämpfte, „meine Mutter würde sich's nicht nehmen lassen, nach mir zu sehen, wenn das ihr gestattet würde. Und warum sollt' ihr's nicht verstattet sein, wie den andern Geistern? Aber eben das, daß

sie nicht zu mir kommt, ist mir ein Beweis, daß die anderen auch nicht können."

„Narr, sie will dich eben nicht erschrecken," lallte der Kübler, dessen Augen allmählig gläsern wurden.

„Sie weiß recht gut, daß ich nicht an ihr erschrecken kann, mit welchem Aussehen sie mir auch erscheinen mag. Oft," fuhr er nachdrücklich fort, nachdem er einmal die Scheu überwunden hatte, von diesem Gegenstande zu reden, „oft hab' ich um Mitternacht, wenn ich ganz allein gewesen bin, ihren Geist beschworen, leis und laut, und hab' sie gebeten, wenn es ihr möglich sei, so möcht' sie den Himmel auf einen Augenblick verlassen und zu mir kommen. Aber es hat sich nichts darauf ereignet, ich bin allein gewesen nach wie vor, und hab' auch nichts um mich vernommen als das stille Sausen der Nacht, das aber nicht von Geistern kommt, sondern von der Luft, weil die Nacht gar gehörsam ist."

„Gott steh' uns bei!" hatten die Andern während dieser Erzählung gerufen, die ihnen fremd und seltsam däuchte.

„Das ist ein grausamer Mensch!" sagte der Eine, womit er die Grauenhaftigkeit dieses Treibens bezeichnen wollte.

„Der glaubt an gar nichts!" wiederholte der Andere. „Der kommt einmal in den Himmel, wo die Engel schwarz sind und Wauwau singen."

„Jetzt soll einmal die Beckin erzählen, ob sie schon einen Geist gesehen hat!" rief der Invalide, fortwährend bemüht, das Gespräch in einem ungefährlichen Gange zu erhalten.

„Ja, die Beckin soll erzählen!" riefen ihm mehrere Stimmen nach.

Die Bäckerin richtete den Kopf im Sorgenstuhle auf, worin sie den ganzen Disput verschlafen hatte. Man mußte ihr erst erklären, um was es sich handle. „Ha, daß es Hexen und Geister gibt," sagte sie gähnend, „das leidet keinen Zweifel, aber zu mir ist noch keine Hex' gekommen, weder bei Tag noch bei Nacht, und keinen Geist hab' ich auch noch nie gesehen."

„Ihr habt eben ein ruhiges Gemüth, Bas'," sagte Friedrich lachend, „auf Euch könnt', glaub' ich, eine Hex' die ganze Nacht reiten, Ihr thätet nichts davon inn' werden. Uebrigens ist's nicht recht, in der Neujahrsnacht zu schlafen und Eure Gäst' mit Gähnen anzustecken. Morgen ist ja Kirch', da könnt Ihr's 'reinbringen, was Ihr heut' Nacht am Schlaf versäumet."

„Ja, ja!" rief der Müllerknecht. „Letzten Sonntag hab' ich mich auch an der Beckin ihrem ruhigen Gemüth erbaut unter der Predigt. Der Herr Pfarrer hat geschrauen, daß man's in Reichenbach hätt' hören können, aber die Beckin hat sich nicht verrührt, sie hat ganz klein ausgesehen in ihrem Stuhl, und der Kopf ist ihr zwischen den Achseln eingesunken gewesen wie ein Schnitz, der oben in einem Hutzelbrod steckt."

„Ach was!" entgegnete die Frau unschuldig, „man muß sich die ganz' Woch' leiden, wenn man auch noch das bisle Kirchenschlaf nicht hätt', so wär's ja nicht zum Prästiren."

Die Gesellschaft brach in ein wieherndes Gelächter aus, das lange kein Ende nehmen wollte, bis endlich der Bäcker seine Frau aufmerksam machte: „Du, Weib, da klopft's am Küchenfenster." Sie horchte hin, ohne daß etwas zu hören war; nach einer Weile aber klopfte es wiederholt und vernehmlich.

„Aha, das ist ein Geist!" rief der Müllerknecht.

„Machet mir nicht Angst," rief die Bäckerin. „Ich will's übrigens mit ihm aufnehmen," setzte sie hinzu und ging in die Küche.

„Ich glaub' auch nicht an Hexen," sagte der betrunkene Schütz.

„Warum nicht?" schrieen die Bauern eifrig.

„Weil mein Glas schon eine ganze Ewigkeit leer da steht und sich nicht füllen will. Wenn's Hexenwerk gäb', so müßt's von selber voll werden."

Der Kübler, der kaum mehr die nöthige Kraft zum Reden besaß, obgleich er unermüdlich zu trinken fortfuhr, schob dem Nimmersatt sein Glas hin.

„Jetzt möcht' ich aber doch nächstens aus der Haut fahren über die Hungermuck', die Einem da den ganzen Abend hinhockt!" sagte der Invalide leise zu seinem jungen Nachbar. „Wenn ich doch nur auch ein Mittel wüßt', wie man ihn fortbringen könnt', den Hallunken."

„Da wird bald geholfen sein," flüsterte Friedrich und wußte sich vom Tisch und zur Stube hinaus zu machen, ohne daß sein Weggehen Jemand in die Augen fiel.

Der Invalide, der nichts von seinem Vorhaben ahnte, erdachte inzwischen gleichfalls einen Kunstgriff, um den beschwerlichen Schmarotzer fortzubringen. „In der Sonn' ist's heut' lustig," sagte er, „der Sonnenwirth hat die Spendirhosen an und läßt eine Flasch' um die andere springen; ich hab' gehört, er hab' einen Fahnen auf'm Hut wehen." — Friedrich hatte ihm anvertraut, daß sein Vater den Wein etwas spüre und guter Dinge sei.

„Das kommt selten vor, daß der Sonnenwirth 'n Spitzer hat," sagte der Müllerknecht. „Wahr ist's aber: wenn er angestochen ist, dann spendirt er. Außerdem thut er's nicht."

Auf den Schützen wirkte die Mittheilung sichtbar beunruhigend. Er wußte nicht recht, wie er es angreifen solle, um alsbaldigen Gebrauch von ihr zu machen. Endlich siegte doch die Lockung über die Furcht, daß man seine Absicht merken könnte. Er behauptete stotternd, er müsse im Flecken nachsehen, ob keine Ungebühr vorgehe, wünschte umständlich gute Nacht und schwankte zur Thüre hinaus, während der Invalide und der Müllerknecht einander heimlich anlachten.

„Der hat auch schwer geladen," sagte der Müllerknecht hinter ihm drein. „Der hätt' nicht noch mehr nöthig."

Kaum war er draußen, so kam Friedrich wieder herein. „Alle Teufel!" flüsterte er dem Invaliden zu, indem er sich geschwind wieder zu ihm setzte, „warum habt Ihr ihn fortgelassen? Wo ist er hin?"

„Ist er Ihm denn nicht begegnet?" fragte der Invalide, der das sonderbare Benehmen seines jungen Freundes nicht begriff.

„Ich hab' mich hinter die Thür' versteckt. Wo ist er denn hin?"

„Rechts hinunter, der Sonne zu."

„Ruft ihn, ruft ihn zurück!" sagte Friedrich mit größter Hast, ohne zu bedenken, daß dazu ein hölzernes Bein nicht das tauglichste war. „Es ist zu spät," murmelte er in kalter Bestürzung, „gebt Acht, jetzt fliegt er."

Dem Invaliden ging ein Licht auf. Es war aber keine Zeit mehr, etwas zu ersinnen, das die Gefahr abwenden konnte, ohne den Thäter zu verrathen, denn in demselben Augenblick erfolgte auf der Straße ein furchtbarer Knall, der das Haus erschütterte. Alle sprangen vom Tisch auf, ausgenommen den Kübler, der stumm verwundert um sich sah. Friedrich war der Erste, welcher hinausstürmte, da er glaubte, unmittelbar nach dem Knall, dessen Ursache ihm nur zu gut bekannt war, einen Schrei von einer weiblichen Stimme vernommen zu haben, der ihm das Mark durchschnitt. Draußen stand der Schütz unbeweglich wie eine Salzsäule. Er überließ es den Andern, sich mit ihm zu beschäftigen, und eilte mit klopfendem Herzen weiter. Obgleich es hell war, sah er Niemand und wollte eben wieder umkehren, als er nicht weit von sich schluchzen hörte. Er ging dem Tone nach. Im Schatten eines Hauses stand ein Mädchen angelehnt, das die Hände vor's Gesicht hielt und heftig zitterte. „Um Gottes Jesu Willen!" sagte er, „ist ein Unglück geschehen?" Er eilte auf sie zu und zog ihr die Hände vom Gesicht. Es war Christine.

„Hat's dir etwas gethan?" fragte er verzweiflungsvoll.

„Nein, es ist nur der Schreck," antwortete sie. „Es ist mir in alle Glieder gefahren und hat mich so angegriffen, daß ich weinen muß."

„Gott sei Lob und Dank!" flüsterte er. „Da hätt' ich eine schöne Dummheit anrichten können."

„So?" sagte sie, noch immer weinend, „jetzt weiß ich, wer mir das gethan hat; für solche Streich' bedank' ich mich. Vor so einem Muthwillen ist man ja seines Lebens nicht sicher."

Der Brauskopf, der so eben noch bereit gewesen wäre, sie fußfällig um Verzeihung seiner unsinnigen Thorheit zu bitten, war plötzlich umgewandelt. „Du thust ja, wie wenn's dich mitten aus einander gerissen hätt'," sagte er kalt. „Sei du froh, daß dir's nichts gethan hat, und lauf' nicht 'rum bei der Nacht, dann widerfährt dir nichts."

„Ich kann ja heimgehen," erwiderte sie tiefbeleidigt. „Den Gang hätt' ich mir ersparen können. Ich will mir's merken. Gut' Nacht!" Sie bog um das Haus und war verschwunden.

Er wandte sich trotzig und ging zurück. Die Gesellschaft hatte indessen den Schützen wieder in die Wirthsstube gebracht. Auch an ihm war die Gefahr glücklich vorüber gegangen, und nur der Knall hatte ihn Anfangs bis zur Sinnlosigkeit betäubt. Doch führte er noch etwas verwirrte Reden und versicherte, er habe einen Geist gesehen, einen weiblichen Geist, der ihn durch den Blitz des Feuers mit großen Augen angestarrt habe. Es wurde lebendig in der Wirthschaft. Die Schaarwache kam, um vergebliche Untersuchungen nach dem Urheber der gefährlichen Mine anzustellen; auch hatte der Lärm Gäste aus anderen Wirthshäusern hergelockt. Friedrich ließ Wein heraufschaffen, zunächst für den Schrecken, wie er sagte, den der Schütz gehabt; aber es fanden sich auch noch andere Abnehmer. Man sprach und schrie über den Vorfall; die Einen schimpften auf den Thäter, die Andern lachten. Der Invalide spottete, daß man über einen Mordschlag ein so großes Aufheben mache; in seinen Schlachten habe es anders gedonnert, sagte er und machte einen neuen Versuch, seine Kriegsgeschichten zu erzählen; aber die Leute waren zu aufgeregt, um ihm zuzuhören. Gegen Friedrich wurde kein Verdacht laut; die Wenigen, die den wahren Thäter errathen hatten, wußten zu schweigen.

Mitten im Tumult zupfte ihn die Bäckerin am Arm und gab ihm ein Zeichen. Er folgte ihr in die Küche. „Es ist ein absonderlicher Briefträger dagewesen," sagte sie und gab ihm einen Brief: „Das Christinele hat gesagt, es hab' den ganzen Abend keinen Menschen finden können, der ihm

den Brief fortgetragen hätt', und in die Sonne hab' es nicht mit ihm gehen mögen; da hab' es eben versucht, ob das Briefle nicht hier an seinen Mann zu bringen wär', und richtig, es hat keinen Metzgergang gethan. Ich bin nur froh, daß dem Kind nichts geschehen ist; denn kaum ist es fortgewesen, so ist der teufelhäftig' Knall losgegangen. Die Jugend wird immer schlimmer. Ich wollt', man thät' den Malefizkerl, der den Mordschlag gelegt hat, an den Ohren kriegen und tüchtig schütteln, das wär' ihm gesund."

„Dem Mädle ist nichts widerfahren," sagte Friedrich etwas verlegen, „ich hab' draußen nachgesehen, es ist kein Mensch verunglückt. Was steht denn in dem Brief?"

„Weiß ich das?" entgegnete sie mit schlauem Lächeln, „kann ich wissen, was ihr für Geschäfte mit einander habt? Nun, ich will nicht neugierig sein."

Sie ging in die Stube. Friedrich erbrach mit bebender Hand den Brief und las ihn bei der trüben Küchenampel. Christine bat ihn um Verzeihung und rief ihn zu sich zurück! In seinem Entzücken dachte er nicht daran, daß seit der Ankunft dieses Briefes schon wieder eine neue Wolke zwischen ihn und sie getreten war, er stand wie von einer Flamme umgeben, drückte den Brief an's Herz und jauchzte laut auf. Zu gleicher Zeit erscholl auch in der Stube ein Jauchzen und Gläsergeklirr. Die Glocke vom Thurm hatte den neuen Zeitabschnitt zu verkündigen begonnen, der eigentlich mit jeder Secunde eintritt, der aber da, wo zugleich die Jahreszahl sich mit ihm verändert, einen tieferen Eindruck auf den Menschen macht, und nach alter Sitte stießen die Leute mit den Gläsern an und riefen einander Glückwünsche auf das neue Jahr mit seinen noch verschleierten Geschicken zu.

Friedrich eilte in die Stube, ergriff sein Glas und stieß mit an.

„Prosit's Neujahr!" rief ihm der Invalide zu. „Es lebe das Jahr Siebenzehnhundert neun und vierzig!" antwortete er.

„Siebenzehnhundertfünfzig!" schrie man ihm von allen

Seiten entgegen, und der Rechnungsfehler wurde mit lautem Gelächter zurechtgewiesen. „Der will das Neujahr leben lassen und kann nicht hinein!“ spottete Einer. „Fünfzig schreibt man jetzt, und das zehn Jahr’ lang, mußt dich dran gewöhnen,“ sagte ein Anderer. „Kannst nicht aus der Zahl heraus, wo das Jahrhundert in sein Schwabenalter gekommen ist?“ fragte ein Dritter.

„Mag leicht sein,“ sagte Friedrich halblaut, so daß nur der Invalide es hören konnte, „in dem Jahrzehnd, das sich mit Vierzig schreibt, hat meine rechte Mutter noch gelebt, und da ist es wohl zu begreifen, daß mir die Zahl wie eine alte Heimath ist, aus der man nicht gern heraus mag. Also das Jahr Siebenzehnhundertfünfzig soll leben!“ rief er, nochmals das Glas erhebend, und in seinem Herzen setzte er hinzu: „das Jahr, das mir Ersatz geben soll!“ Es war ihm, als ob er jetzt wieder eine Mutter hätte. Er hielt es nicht lange in der Gesellschaft mehr aus. Es war still und sanft in ihm geworden, und diese innere Glückseligkeit taugte nicht zu dem, was um ihn her vorging. Das Lachen und Johlen nahm überhand, und zwar um so ungestörter, als die Polizei sich selbst daran betheiligte. Der Schütz, der durch den Schrecken ziemlich nüchtern geworden war, hatte die neue Gelegenheit zum Trinken nach Kräften benutzt und machte schon wieder Riesenfortschritte in der Trunkenheit. Der Kübler hatte von seinen fünf Sinnen keinen einzigen mehr ganz beisammen und belustigte die Gesellschaft durch die grunzenden Laute, die er von sich gab. „Bringet die Noten im Kübel her, die S — will singen!“ rief der Schütz, aber während er sich über seinen Genossen lustig machen wollte, stürzte er auf einmal mit sammt dem Stuhl zu Boden und stand nicht mehr auf. Das wilde Gelächter über diesen Auftritt schallte noch lange hinter dem Flüchtling her, der die Herrlichkeit hinter sich ließ, ohne gute Nacht gesagt zu haben.

Zu Hause fand er seinen Vater noch wach und noch immer von Gesellschaft umgeben. Er brummte über sein langes Ausbleiben, doch mehr, wie es schien, aus väterlichem

Wohlwollen, daß er sich ihm an einem so heiteren Abend entzogen hatte, als aus Mißmuth darüber, daß er seiner Pflicht nicht nachgekommen war. Noch in später Stunde waren Fuhrleute angelangt; sie fluchten wacker über den langen Aufenthalt, der ihnen durch verschiedene Zufälle und am meisten durch den Eßlinger Zoll verursacht worden war. Friedrich widmete sich mit Eifer ihrer Bedienung, und ihre Scherzreden bewiesen, daß er von lange her bei ihnen wohl angeschrieben sei. „Er geht so leichtfüßig einher, als ob er in der Luft wandeln thät’," sagte Einer derselben von ihm, und die Bezeichnung war richtig, denn das Gefühl, das ihn seit dem Empfang von Christinen’s Brieflein beseelte, hatte ihm gleichsam Flügel an die Sohlen geheftet.

Er ging als ein glücklicher Mensch zu Bette, trunken von Liebe und auch ein wenig vom Wein. Da er nicht sogleich einschlafen konnte, so hörte er noch den Neujahrswunsch der armen Kinder, die, mit Lichtern umherziehend, vor den Häusern zu singen pflegten. Es war ein einziger Vers, der für jedes Mitglied der Familie, und wenn sich ihre Zahl noch so hoch belief, besonders wiederholt wurde. Zuerst traf die Reihe den Hausvater, dann die Mutter; die Kinder, so viel ihrer waren, wurden jedes einzeln angesungen, dann kamen die Mägde, dann die Knechte und ganz zuletzt, wenn der Gratulationszug vor einem Wirthshause hielt, die bekannteren Gäste, die darin wohnten. Sie sangen, als die Reihe an Friedrich kam:

Jetzt wünschen wir auch dem Herrn Johann Frieder ein gut’s neu’s Jahr,
Ein gesundes Jahr,
Ein glücklich’s Jahr,
An Fried’ und Freud’ ein reiches Jahr.
Gott mach’ es wahr!
Gott gebe, daß es werde wahr!

„Gott gebe, daß es werde wahr!" sprach Friedrich in seiner Kammer nach.

9.

Der erste Gegenstand, mit welchem er sich bei seinem Erwachen am Neujahrsmorgen beschäftigte, war der Brief, der ihn gestern Nacht so glücklich gemacht hatte. Er zog ihn unter dem Kopfkissen hervor und las ihn aber- und abermals. Dabei konnte er freilich eine Wahrnehmung, die ihm im ersten Jubel so gut wie entgangen war, nicht ganz unterdrücken. Der Brief war ziemlich abscheulich geschrieben, sowohl was die Handschrift, als was die Rechtschreibung betraf; jene stellte in Unbehilflichkeit und Verworrenheit das gerade Gegentheil von der zierlichen Gestalt der Schreiberin dar, und die Gesetze der Rechtschreibung hatte sie erbarmungslos mißhandelt, mit ganzen Buchstaben gegeizt und andere am unrechten Orte verschwendet, so daß man, um den Sinn des Schreibens zu verstehen, mehr dem Laut als den Schriftzeichen nach lesen mußte. Friedrich hatte, wie bereits bemerkt, Alles gelernt, was ihm die Schule bieten konnte; sein Vater hatte ihn nach der Confirmation noch ein Jahr lang im Hause des Schulmeisters untergebracht, um den durch den Tod seiner Mutter meisterlos gewordenen und im Wirthshaustreiben der Verwilderung anheimfallenden Knaben unter eine gleichmäßige Zucht zu bringen; und er schrieb seinen Brief oder Aufsatz, der Bildung der Zeit gemäß, so gut als irgend ein Anderer. Ohne Zweifel erblickten der Pfarrer und Amtmann zwischen ihrer und seiner Bildung eine breite Kluft: wenn man aber auf der heutigen Bildungsstufe das, was von seiner Hand aufbewahrt worden ist, mit den Bildungsurkunden von der Hand seiner Vorgesetzten vergleicht, so merkt man kaum einen Unterschied; denn man findet bei ihm nicht häufig Fehler, und auch sie schreiben keineswegs ganz fehlerfrei. Dagegen war seine Art, zu schreiben, und Christinen's Brief wie Tag und Nacht, oder wie eine Hühnerpfote von einer menschlichen Hand absticht; und so gewiß ein warmer Körper, wenn man ihn mit kaltem Wasser übergießt,

von einer unangenehmen Empfindung befallen wird, so gewiß ist es, daß ein Liebender, der einigermaßen schulgerecht schreiben kann, im höchsten Feuer seiner Neigung wenigstens für einen Augenblick abgekühlt wird, wenn der Gegenstand derselben, den er doch bewußt oder unbewußt als etwas Vollkommenes verehrt, die Erwiderung nur in eine unschöne und stümperhafte Form zu kleiden vermag. Aber die Liebe führt auch eine gewaltsame Begeisterung mit sich, welche derlei ungleiche Gefühle, so wie sie aufsteigen wollen, rasch wieder zu unterdrücken weiß, zumal wo die Liebe die Blüthe eines rauhen und kräftigen Willens ist, der ohnehin keinen Widerspruch duldet. Doch auch das Gewand der Demuth muß sich dazu hergeben, den Mißton einzuhüllen: wenn der Liebende entdeckt, daß sein Inbegriff aller Vollkommenheit auch einige Unvollkommenheiten in sich mitbegreift, so beruhigt er sich bei dem Zugeständniß, daß ja auch er nicht ganz untadelhaft sei und folglich nicht das Recht habe, von seiner Geliebten vollendete Mangellosigkeit zu verlangen; und diese Beruhigung dauert mit besonderer Festigkeit so lange, als die Sehnsucht nicht erfüllt ist, so lange das frische Gesicht und die reizende Gestalt noch als etwas Vorenthaltenes vor der Seele des Sehnenden schweben. Zudem liest ein Liebender nicht blos den Schriftzeichen und dem Laute nach, er liest vornehmlich auch mit dem Herzen, und diesem sagte das hübsche junge Mädchen in seinem armen schlechten Briefe so herzliche und liebreiche Worte, daß die kleine Abkühlung bald wieder der zurückkehrenden ersten Flamme weichen mußte.

Christinen's Brief ist in Folge von Begebenheiten, zu welchen wir bald gelangen werden, noch jetzt vorhanden; er lautet in verständliches Deutsch umgeschrieben so:

„Geliebter Schatz, es ist mir von Herzen leid, daß ich dich so erzürnet habe, ich bitte dich, verzeihe es mir wieder, ich will's nimmer thun. Wenn es sein kann, so komm du noch einmal zu mir, daß ich mündlich mit dir reden kann. Weiter weiß ich nicht zu schreiben, als daß du seiest von mir zu tausendmal gegrüßt und in den Schutz Gottes befohlen. Ich verbleibe dein getreuster Schatz bis in den Tod. Meinen

Namen will ich nicht nennen, wenn du mich lieb hast, wirst du mich wohl kennen. Datum diesen Tag. Nehme fürlieb mit dieser schlechten Handschrift, ich kann vor Traurigkeit nicht besser schreiben."

„Gelieder Satz, du seie von mir zu tausendmal geschriet und in den Sutz Gottes befohlen!" wiederholte Friedrich halb entzückt, halb lachend, als wär' das Mädchen gegenwärtig und müßte sich wegen ihres schülerhaften Schreibens von ihm necken lassen. Dabei machte er eine Bewegung, wie wenn er ihre gelben Zöpfe fassen wollte, einer Glockenschnur ähnlich, an der man läutet, damit oben Jemand zum Fenster heraussehe, um nachbarlichen Verkehr zu pflegen oder ein Almosen zu spenden.

Mitten in diesen zärtlichen Träumereien fiel es ihm jedoch ein, daß er die Schreiberin des Briefes für ihre doppelte Mühe gar schlecht belohnt habe. Er hatte ihr mit harten Worten ihr nächtliches Umherstreichen vorgeworfen, dessen Zweck doch nur der gewesen war, ihre schlechte Handschrift an den rechten Mann zu bringen, und während sie alle ihre wirklichen oder vermeintlichen Sünden durch ein Entgegenkommen, das ihn zu Dank verpflichten sollte, gut zu machen bemüht war, hatte er das so vielen Störungen ausgesetzte Verhältniß plötzlich wieder auf den alten Traurigkeitsfuß zurückgeschleudert. Und zwar hatte er sich dies zu Schulden kommen lassen in einem Augenblick, wo er durch einen unverzeihlichen Knabenstreich, der gar nicht zu seinen auf ein ehrbares Hausvaterthum gerichteten Absichten paßte, das Leben seiner Geliebten in Gefahr gebracht hatte. Seine Reue war eben so ungestüm, wie der Ausbruch seines Zornes gewesen war, und er schlug sich mit Macht vor die breite Stirne, hinter welcher der Wein von gestern Abend eine dumpfe Wolke zurückgelassen hatte, so daß die zwiefache Buße des Leibes und der Seele zusammentraf. Nachdem er sein schuldhaftes Ich mit einer Fluth nicht eben gelinder Schimpfworte überschüttet, tausend Gelübde der Besserung wiederholt und auf diese Weise in figürlichem Sinn sich selbst den Kopf gewaschen hatte, ging er in den Hof hinab, um dieses Bad am Brunnen in

körperlicher Handlung zu wiederholen. Bald fühlte er sich auch so erfrischt, daß er ganz munter mit den Knechten und Mägden scherzte.

Kaum hatte er sich aber diese Selbsterleichterung von der Beschwerde des Körpers und den Vorwürfen der Seele verschafft, so überfiel ihn das Bedenken, ob auch Christine ihn so schnell zu absolviren geneigt sein werde. Alle Zurückweisungen, die er von ihr hatte erdulden müssen, kamen ihm wieder in den Sinn, und der Gedanke, daß sie ihn heute heimgehen heißen könnte, wie er sie gestern heimgeschickt hatte, erfüllte ihn, nach der kurzen Anwandlung von Heiterkeit, plötzlich mit Wuth und Verzweiflung. Im ersten Augenblick entschloß er sich trotzig zum Dableiben, als ob sie ihm den gefürchteten Schimpf bereits angethan hätte; im nächsten trieb ihn sein kochendes Herz wieder zum Gehen an. Aus diesen blitzschnell und gewaltsam abwechselnden Empfindungen der heftigsten Leidenschaft und des mißtrauisch aufgeregten Stolzes entsprang endlich eine Liebeserklärung, die keiner Anleitung zur Kunst des Liebens entnommen war, auch keineswegs ein Muster in derselben genannt zu werden verdient, aber als eine glaubwürdig überlieferte und ihren Helden scharf zeichnende Begebenheit nicht verschwiegen werden darf.

Daß er Christinen diesen Vormittag allein zu Hause finden würde, hatte ihm ihr Brief klar gesagt, obgleich es nicht mit Worten darin zu lesen stand: denn wozu würde sie sich gestern Nacht so viele Mühe gegeben haben, den Brief noch in seine Hände zu bringen, wenn sie nicht sicher gewesen wäre, daß die Ihrigen am Neujahrsfeste alle in die Kirche gehen würden.

Die Glocke hatte schon das zweite Zeichen geläutet, als er die Sonne verließ und mit einer Bedächtigkeit, welcher man seinen inneren Zustand nicht angesehen haben würde, verschiedene Seitengäßchen einschlug, um möglichst wenigen Kirchengängern zu begegnen. Und doch konnte er sich überall sehen lassen: in dem neuen Rock von dunkelblauem Tuch mit großen Knöpfen und in den kurzen Beinkleidern von schwarzem

Sammt — die hirschledernen, über die er gegen den Zigeuner gescherzt hatte, waren seit Weihnachten verbannt — trat seine gedrungene Gestalt stattlich hervor; das scharlachene Brusttuch (Weste) paßte zu dem Stahl und Messer, die er in den Gürtel gesteckt; der Dreispitz auf dem Kopfe gab dem jugendlich kräftigen Gesicht ein unternehmendes Aussehen, und die weißen Strümpfe über den Schnallenschuhen umschlossen ein derbes Paar Beine, auf welchen der Mann im Vollgefühl der Jugend wie auf festen Säulen wandelte. Er wandte sich dem Felde zu, wo er zu dieser Stunde auf Niemand treffen konnte und wo die dicht fallenden Schneeflocken die Spuren seiner Tritte schnell wieder ausfüllten. Die Glocken läuteten zusammen; als sie schwiegen und die Orgel einfiel, die man bis auf's Feld heraus hörte, lenkte er die Schritte zu des Hirschbauern Haus. Er fand die hintere Thüre angelehnt, verschmähte es aber, sich derselben zu bedienen, sondern stieg die außen an der Seite emporführende Treppe hinauf, welche den rechtmäßigen Eingang in's Haus gewährte. Im Hinaufsteigen konnte er durch das Fenster sehen, und seine Auslegung der nächtlichen Briefträgerei hatte ihn nicht getäuscht, denn Christine saß allein in der Stube und las, so schien es wenigstens, ganz vertieft im Gesangbuch, auf dessen aufgeschlagener Seite ein Blättchen mit einem flammenden, von einem Schwert durchstochenen Herzen eingelegt war.

Sie mußte jedoch nicht so vertieft gewesen sein, als sie scheinen wollte, denn als er zur Thüre eintrat, saß sie nicht mehr am Tisch, sondern stand aufrecht mit dem Buch in der Hand; allein so eifrig sie darin zu lesen schien, so zeigte sich doch in ihren Mienen eine Spannung und Bewegung, welche deutlich verrieth, daß ihre Gedanken ganz anderswo als bei einem geistlichen Liede waren. Sie war ihm nie so schön vorgekommen: ihr helles Gesicht, obgleich heute nicht so rothwangig wie sonst, blinkte von Morgenfrische, und die gelblich blonden, streng gescheitelten Haare umschlossen es mit einem freundlichen Rahmen; ein feuchter Schimmer schwamm in den niedergeschlagenen Augen; durch das schwarze Gesang-

buch, das in den gefalteten Händen ruhte, erhielt das gleichfalls schwarze Wamms, das sonst ein alltäglicher Anblick ist, etwas Feierliches, das den lockenden Reiz der Erscheinung dämpfte; das ärmliche Unterkleid war von einer reinlichen weißen Schürze beinahe ganz zugedeckt.

Sein Herz klopfte, während er im langsamen Eintreten die liebreizende Gestalt mit den Augen verschlang. „Ist's erlaubt?" sagte er, an der Thüre stehen bleibend.

„Ich kann's nicht verwehren," antwortete sie, und ihre Augen verirrten sich von dem Liede, aber nicht weiter, als bis an den Rand des Buches.

„Sie trutzt mit mir," dachte er.

Beide schwiegen geraume Zeit still, dann begann er wieder: „Ich hab' geglaubt, wenn man Einen einlade, so vergönne man ihm auch ein gutes Wort. Wird ja Einer nicht vor Amt geladen, ohne daß man ihm dort eröffnet, warum er vorgeladen ist."

„Das ist auch meine Absicht gewesen," sagte Christine, „aber wie ich den Brief geschrieben hab' und bei Nacht ausgetragen, weil ich meine Brüder nicht hab' drum wissen lassen wollen, und hab' nicht früher fortkommen können, als bis Alles im Bett gewesen ist, da hab' ich nicht gewußt, daß es mir so aufgenommen wird und so ausgelegt. Es ist mich sauer genug ankommen, denn ich hab' mir wohl sagen können, daß sich so etwas nicht schickt. Deßwegen bin ich nun auch bitter gestraft dafür, und seh's jetzt vollends ganz ein, daß ich's hätt' nicht sollen thun."

„Der Brief gilt also nichts?" fragte er.

Sie sah in ihr Gesangbuch, ohne zu antworten. Abermals folgte ein langes Stillschweigen.

„Wenn's so steht zwischen uns," hob er wieder an, „so hätt' ich auch können daheim bleiben."

Sie legte das Buch auf den Tisch. „Es ist nicht meine Schuld," sagte sie. „Ich hab's ja nicht so haben wollen. Aber ich möcht' mich an Keinen hängen, der schlecht von mir denkt und mich eine Nachtläuferin heißt. Ich hab' noch Niemand Anlaß geben, etwas Unrecht's von mir zu glauben,

am allerwenigsten —" Sie stockte, denn das Du wollte ihr nicht über die Lippen.

„Hab' ich denn wissen können, daß du meinetwegen unterwegs bist?" rief er.

„Das ist gleichviel," erwiderte sie. „Niemand hat das Recht, wenn er mich auch bei Nacht antrifft, mir das 'Rumlaufen vorzurücken, und das auf eine Art, daß man wohl versteht, wie's gemeint ist. Ich bin noch Keinem nachgelaufen und werd' auch Keinem nachlaufen mehr."

„Nun ja," versetzte er, „wenn ich gewußt hätt', was für einen Botengang du thust, so hätt' ich ja gewiß nichts dergleichen gesagt."

„Das glaub' ich," bemerkte sie, unmuthig über diese leichte Entschuldigung.

„Jetzt laß es aber gut sein!" rief er, auf sie zugehend. „Bis du austrutzt hast und auspredigt, ist der Pfarrer mit der Predigt auch zu End'."

„Nicht so geschwind!" rief sie und wich rasch vor ihm zurück.

„So? da kann ich also heimgehen?" sagte er, erbittert über den ernstlichen Ton, mit dem sie ihn zurückgewiesen hatte.

Sie gab keine Antwort.

„So kann's nicht zwischen uns fortgehen!" rief er, allmählig wild werdend. „Jetzt sag's grad' 'raus und laß mich nicht lang warten: wie hast's mit mir?"

„Ich weiß nicht," sagte sie, „ich glaub', wir taugen nicht recht zusammen, wir zwei Beide. Ich will nicht von den vielen Haken reden, die die Sach' hat und die mich schon oft traurig gemacht haben. Aber wer mein Schatz sein will, der darf mich nicht so anfahren und darf mich nicht gleich beschuldigen, daß ich auf unrechten Wegen sei, eh' er sich nur Zeit nimmt, die Augen aufzuthun. Wenn Einer auf seinen Schatz nichts hält, so thut's nicht gut zwischen ihnen. Mein Vater und meine Mutter sind oft hart gegen mich; wenn mein Schatz auch so wär', was hätt' ich dann gewonnen? Mit meinem Schatz will ich ein besseres Leben führen, oder lieber will ich bleiben, wie ich bin. Es ist mir ohnehin nicht

so besonders drum zu thun; ich kann allein sein, und ich glaub', ich will's auch."

Obgleich er sich gestehen mußte, daß das Mädchen vollkommen Recht habe, und obgleich sie ihm in diesem Augenblicke mit ihrer ganzen Art, zu denken und zu reden, unsäglich gefiel, denn das war nicht mehr das schüchterne kindische Wesen, das andere Leute für sich reden ließ, so gestattete ihm doch sein starrer Trotz nicht, aus ihren Worten etwas Anderes als einen bittern Bescheid herauszulesen. „Wenn man mir so ausbietet," sagte er, „dann will ich nicht überlästig sein."

Sie schwieg, ohne aufzublicken.

„Es ist also Ernst?" wiederholte er. „Ich soll gehen?"

„Wer mir's so macht, den werd' ich nicht bleiben heißen," antwortete sie entschlossen, aber zugleich drangen ihr die Thränen in die Augen.

„Nein!" rief er wild, und die seinigen rollten, während er das Messer zog. „So geh' ich nicht fort! Hier auf dem Platz muß es sich zwischen uns entscheiden. Sag' Ja oder Nein, willst du mich, oder willst du mich nicht? Wenn du mich willst, so versprech' ich dir, daß dergleichen Dummheiten, wie gestern Nacht, von nun an nicht wieder vorkommen sollen, du bist ohnehin ganz allein Schuld daran gewesen, weil du mich ganz wild und falsch gemacht hast die Zeit daher, und unartig will ich auch nicht mehr gegen dich sein, will dich vielmehr auf den Händen tragen und ein Leben mit dir führen, daß ganz Ebersbach ein Exempel dran nehmen soll. Willst du mich aber nicht, so verzeih' mir's Gott, du kommst nicht lebendig von der Stell'. Sieh' das Messer hier, das bis jetzt blos unvernünftigen Geschöpfen den Lebensfaden abgeschnitten hat, das soll dann ein edleres Blut trinken. Sag' Nein, und ich stech' dir's in's Herz, ich treff' gut, darauf kannst dich verlassen, und das auf den ersten Stoß. Der zweite dann, der gilt mir, denn wenn du nicht mein werden willst, so soll dich auch kein Anderer haben, und wenn du todt bist, so will ich auch nicht mehr leben. Dich will ich, auf der ganzen weiten Welt nur dich,

und wenn das nicht sein kann, so ist es zu dieser Stunde mit uns Beiden aus."

Christine war einen Augenblick starr und bleich vor Schrecken dagestanden, wie er mit dem funkelnden Messer auf sie zuschritt. Bald aber änderte sich ihr Gesicht. Im Gegensatz zu ihm, der in ihren Reden nur Bitterkeit fand, sog sie aus den seinigen nur den Honig heraus. Aufgelöst durch das Uebermaß von Feuer und Liebe, das aus dieser fürchterlichen Liebeserklärung hervorbrach, und ohne sich durch die rohe, gewaltthätige Beimischung von Neuem abstoßen zu lassen, warf sie sich ihm, als er geendet hatte, so heftig an den Hals, daß sie ihm kaum noch Zeit ließ, die Spitze des Messers zu wenden. Er schleuderte es rasch zu Boden, während sie ihn mit beiden Händen umklammerte. „Stich zu, wenn du das Herz hast!" rief sie laut weinend. Er schlug die Arme um sie und drückte sie fest an's Herz. Sie machte die eine Hand los und hielt sie ihm vor die Augen. „Da sieh', du blinder Hess', du ungläubiger Thomas," sagte sie, unter dem Weinen lachend, „wie kannst du so an der Wand hinauffahren und so ruchlos Zeug machen, siehst denn nicht, daß ich deinen Ring am Finger hab', seit du da bist? Ich hab' dir doch vorher müssen ein wenig schandlich thun, du unartiger Bub' du!"

„Ist's wahr?" rief er. „Willst mein sein? Sag's noch einmal."

„Meinst du's auch ehrlich mit mir?" fragte sie, indem sie den Kopf aufhob und ihm in die Augen sah.

Er schwur es mit tausend Eiden, wovon einer den andern an Kraft und Derbheit übertraf. „Bist jetzt mein?" fragte er dann abermals.

„Ja!" schrie sie unter dem Druck seiner Arme, die sie wie eiserne Klammern preßten.

„Ganz mein?"

„Ganz! Du kannst mich sieden oder braten, nur erstick' mich nicht."

Er ließ sie einen Augenblick los, aber nur, um sie im nächsten desto fester in die Arme zu fassen, und die Sinne

vergingen ihr unter dem Ungewitter der Leidenschaft, das über sie losbrach. Es war, als ob der Pfarrer mit den Liebenden im Bunde wäre, denn seine heutige Neujahrspredigt schien die längste werden zu wollen, die er je gehalten hatte.

„Jetzt will ich gern sterben," seufzte Friedrich, als er aus dem Rausche des Entzückens endlich wieder zu sich kam. „Noch einmal will ich dir's geschworen haben, daß ich nimmer von dir lassen will, was auch kommen mag, und will dir treu sein bis in den Tod."

„Du mußt jetzt nicht vom Sterben reden," sagte ihm Christine leise in's Ohr, indem sie den Kopf verschämt an seine Schulter lehnte, „ich hab's jetzt doppelt nöthig, daß du für mich lebst."

„Ja, ich will, und Müh' will ich mir geben, daß ich immer den richtigen Weg geh' und daß du keine Unehr' von mir hast und keine Sorgen um mich. Gelt, das ist doch eigentlich Ursach' gewesen, daß du dich so lang besonnen hast? Gesteh's nur frei heraus, ich nehm's dir nicht übel."

„Nein," sagte sie, „ich hab' mich nie zum Richter über dich aufgeworfen und hab's ja wohl gewußt, wie gut du bist, und daß in deinem Herzen kein fauler Butzen ist und kein falscher Blutstropfen in deinen Adern. Meinst du denn, sonst hätt' ich dir so getraut?"

„Warum hast du mich dann aber so lang zappeln lassen und hast mir so viel böse Stunden gemacht?"

„Ei, bin ich's nicht werth, daß du dich ein wenig um mich hast verleiden müssen?"

„Freilich bist du's werth. Ich mein' nur, wenn du so große Stück' auf mich hältst, wie ich's in meinen Augen nicht verdien', und hast zugesehen, wie ich mich verleiden muß, so hast du ja dir auch eine Qual mit angethan. Und hast du nicht selber geschrieben, du seiest so traurig, daß du vor lauter Leid schier nicht schreiben könnest?"

„O du!" sagte sie und schlug ihn mit dem Finger auf die Lippen.

„Ich will den Baum nicht loben, der auf den ersten

Streich fällt, aber du hast mir's doch ein wenig gar zu arg gemacht, hast mich ja am ewigen Feuer braten lassen. Hättest's dir selber nicht zu Leid thun sollen. Jetzt sag's nur: warum bist so unbarmherzig gewesen gegen mich und dich?"

„Ich kann's nicht sagen," kicherte Christine wie damals, als sie sich im Bäckerhause hinter dem Ofen versteckte.

„Ich küss' dich so lang, bis du's sagst, denn ich merk' jetzt schon, daß es was zu bedeuten hat."

„Da kannst lang küssen."

„Oder ich drück' dich, bis dir der Athem ausgeht."

„Dann sterb' ich in deinem Arm."

„Wart', ich will dir schon zeigen, wer Herr ist. Willst du Daumenschrauben kennen lernen?"

Kaum hatte er ihre Finger etwas zwischen den seinigen gepreßt, so schrie sie: „Halt! Laß nach! Ich will ja Alles gestehen!" Sie legte den Mund an sein Ohr und sagte: „Sieh, meine Mutter hat zu mir gesagt, wenn ich einen dummen Streich mache, so schlage sie mir alle Glieder entzwei, und —"

„Ja? Und?"

„Ach, du brauchst nicht Alles zu wissen."

Er erhaschte ihre Finger und wiederholte die vorige Folter. „Und damit's nicht zu dem kommen soll, was mir meine Mutter gedroht hat," bekannte sie stöhnend und lachend zugleich, „hab' ich dich und mich so plagen müssen."

Er lachte aus vollem Herzen. „So?" sagte er, „du hast also so ein gut's Zutrauen zu mir gehabt, daß du gleich gedacht hast, du werdest dich bei mir vor einem dummen Streich nicht behüten können?"

„Ach, ich hab' dich eben von Anfang an so lieb gehabt, du böser Bub' du!"

„O du mein lieb's Weible du!" rief er, indem er sie in seine Arme zog und ihren Kopf an sein Herz legte.

„Aber das hör' ich gern!" rief sie. „Das thut mir wohl! O, sag' noch einmal so!"

„Mein lieb's Weible! Und jetzt will ich dich auch recht um Verzeihung bitten, daß ich dir's so wüst gemacht hab',

absonderlich gestern Nacht, wo du meinetwegen ausgewesen bist und ich dir noch schnöde Reden dafür geben hab'. Gelt, du verzeihst mir's? Sieh, es ist mir von ganzem Herzen leid."

„So, jetzt kommst endlich, du Hinterfürhühnle? Hast Ursach' genug gehabt, das gleich zu sagen, aber der hochmüthig' Herr hat sich nicht 'runter geben wollen."

„Ja, sieh, um Verzeihung bitt' ich Niemand, als einen recht guten Freund, und von dir hab' ich vorhin noch nicht gewußt, ob du Freund oder Feind mit mir bist."

„O, geh' du! Du hast wohl gewußt, daß ich dir nicht feind bin. Aber gelt, jetzt glaubst, daß du den besten Freund auf der Welt an mir hast?"

Er betheuerte ihr diesen Glauben mit wiederholten Liebkosungen.

„Was hast denn zu meinem Brief gesagt?" fragte sie nach einer Weile. „Gelt, du hast gewiß gesagt: jetzt kriecht sie endlich zu Kreuz?"

„Ich hab' denkt: so, jetzt ist sie endlich in sich gangen und bereut's, daß sie so unchristlich gewesen ist und sich und mir das Leben so sauer gemacht hat."

„Was nicht sauret, das süßet auch nicht. Aber was hast du denkt, daß ich so wüst geschrieben hab'? Ich hab's schier im Finstern thun müssen."

„Schreib du, wie du willst, mir ist Alles recht, was du schreibst. Wirst's schon noch besser lernen, bis du Sonnenwirthin bist, und die Rechnungen und Geschäftsbriefe kann ich ja einmal selber schreiben."

„Ja, das glaub' ich, daß es noch eine gute Zeit ansteh'n wird, bis ich Sonnenwirthin bin."

„Nun ja, du wirst doch meinem Vater nicht um den Tod beten?"

„Gott behüt' und bewahr' mich!" rief Christine eifrig. „Gelt, das ist nicht dein Ernst? Nein, ich gönn' ihm und wünsch' ihm noch ein langes Leben —"

„Und Enkel genug?"

Sie schlug ihn auf den Mund. „Ich hab' nur sagen

wollen, es wird noch manches Wässerlein den Bach hinunter laufen, bis man uns zusammenläßt. Ach, ich bin eben ein gering's Mädle und von armen Eltern, und die deinigen sind reich und hoffährtig; du kannst's dir selber sagen, daß es da nicht so ganz glatt gehen wird. Mir selber geht auch viel ab, was zu dem Stand gehört. Wiewohl, ich will dir versprechen, daß ich's an nichts fehlen lassen will, und nichts versäumen, was ich noch lernen kann. Aber wenn auch du vielleicht mit einem solchen Versprechen zufrieden bist, so ist's dein Vater noch lang nicht, denn der sieht noch auf ganz andre Eigenschaften."

Er ging mit starken Schritten vor ihr in der Stube hin und her. „Ich will dir nichts vormachen, was nicht wahr ist," sagte er. „Ich kann zwar im jetzigen Augenblick, glaub' ich, viel auf meinen Vater bauen, aber so leicht wird's nicht gehen, daß ich sagen kann: ich darf nur blasen. Er wird vielleicht ein wenig aufgucken, wenn ich ihm sag', was ich vorhab'; sein Leibstückle ist's nicht, denn das hat einen andern Klang. Wir müssen uns also darauf gefaßt machen, daß man uns ein paar Berg' in Weg wirft, und falsche Zungen können auch dazwischen kommen. Aber, wie gesagt, ich steh' jetzt mit meinem Vater so, daß ich hoffen kann, wenn er meinen Ernst sieht, so gibt er nach. Die Hauptsach' aber ist: ich hab' dich lieb und will dich, und mir bist du recht, und darum mußt auch allen Andern gut genug sein. Ich will doch sehen, wer mir das über den Haufen wirft, was ich mir einmal fürgenommen hab'. Ich bin fest überzeugt und weiß ganz gewiß, wenn ein Mensch seinen Willen ernstlich auf etwas setzt, und es ist nichts Unrecht's, so führt er's auch durch. Ich aber hab' meinen Sinn fest darauf gerichtet, daß du mein Schatz und mein Weib werden sollst, und wie ich meinen Willen bei dir erreicht hab', so werd' ich ihn bei meinen Eltern und bei den deinigen erreichen."

Christine beruhigte sich oder beschwichtigte wenigstens ihre Unruhe im Anschauen und Anschmiegen an ihren Freund. Er gefiel ihr gar zu gut; er kam ihr so männlich vor und war unter dem zuversichtlichen Reden gleichsam gewachsen.

„Nun hast du mein Herz und meine Hand und meinen Eid,“ fuhr er fort. „Jetzt mußt du mir aber auch versprechen, daß du mir treu sein willst, denn ich muß dir nur gestehen, das 'Rumschwanzen und Lustigthun mit den ledigen Burschen auf'm Tanzboden, das muß jetzt ein End' haben, und die Husarentänz' im Karz stehen mir auch nicht an.“

„Was, Husarentänz'? Ich weiß nicht, was du willst. Seit wir nicht mehr gut mit einander gestanden sind, bin ich gar nicht in Karz kommen, und daß ich selbigsmal auf den Tanzboden gangen bin, das hätt' dir doch dein Herz sagen sollen, warum das geschehen ist.“

„Du hast ja aber gar nichts mit mir gemacht.“

„Hätt' ich kommen und vor dich hinknieen sollen?“

„Aber gelacht und geschwätzt hast mit den Andern, wie wenn ich gar nicht da wär'.“

„Ich hab' doch nicht schreien und heulen können, wiewohl mir das nah' genug gewesen ist; es ist mir schwer ankommen, mich so zu verstellen, nachdem ich hingangen bin, blos um dich zu sehen, und du gar nichts von mir gewollt hast.“

„Und unter den Karzgängerinnen, die gestraft worden sind, bist du nicht?“

Sie wußte von nichts. Er mußte ihr den Vorgang erzählen. In ihrem abgelegenen Häuschen hatte sie von der Geschichte gar nichts gehört.

„Jetzt ist's recht,“ sagte er lachend. „Aber jetzt möcht' ich erst einmal den Husarentanz von dir sehen. Wie, mach' mir ihn einmal vor.“

Sie sah ihn mit großen Augen an. „Sag' das nicht noch einmal,“ entgegnete sie ernsthaft. „Es wär' mir leid, wenn's dein Ernst wär'!“

„Nein,“ sagte er und nahm sie in die Arme, „ich hab' dich blos ein wenig necken wollen. Ich hab' dich lieb und werth, und verlass' dich d'rauf, daß ich dich immer in Ehren halten werd'. Aber das mit den ledigen Buben, das hast du mir noch nicht versprochen.“

„Du wirst mich noch bös machen!“ sagte sie. „Was will ich von den ledigen Buben! Aber ich will dir's schwören, damit die arm' Seel' Ruh' hat. Da, sieh, ich schwör's! Und jetzt wollen wir sehen, wer seinen Eid am längsten hält, du oder ich.“

Auch er gab sich nun seinerseits zufrieden. Sie plauderten zutraulich mit einander und malten sich ihr künftiges häusliches Leben aus, wobei es nicht an Scherzen und Neckereien fehlte. Während sie so Arm in Arm in der Stube herumgingen, rief Christine auf einmal: „Hu, wie kalt geht's an mich hin! Was ist denn das?“ Auch er empfand jetzt den kalten Luftstrom, und Beide untersuchten, woher derselbe komme. Eine von den runden Fensterscheiben fehlte, und durch die offene Lücke drang die kalte Winterluft in's Zimmer. „Das ist vorhin nicht gewesen!“ rief Christine erbleichend. „Sieh nur, da liegen die Glasscherben auf der Bank! Herr Jesus, da ist Jemand vor dem Fenster gewesen und hat uns zum Schabernack die Scheib' eingedrückt. Ich hab' doch nichts gehört.“ „Ich auch nicht,“ sagte er, den Thatbestand in stummer Bestürzung prüfend. „Wir sind verrathen!“ rief sie weinend und verbarg das Gesicht an seiner Brust. „Sei ruhig, der Wind wird's gethan haben,“ sagte er; aber er selbst war keineswegs so ruhig, als er schien, denn er hatte noch eine andere Entdeckung gemacht, die Christinen's Argwohn nur zu sehr bestätigte. Auf den Staffeln der Außenseite waren im Schnee frische, scharfe Fußstapfen wahrzunehmen. Dies konnten nicht seine eigenen sein; denn zur Zeit seines Kommens hatte es ziemlich stark geschneit, und seine Tritte mußten daher bald wieder verwischt worden sein. Es war ihm kaum zweifelhaft mehr, daß, nachdem es zu schneien aufgehört, Jemand sich die Stiege heraufgeschlichen und die Scheibe eingedrückt habe, worauf der Thäter, wahrscheinlich in der Meinung, durch das Klirren der Gläser in der Stube einen Schreck erregt zu haben, schnell wieder entflohen war. Von dieser Wahrnehmung aber theilte er Christinen nichts mit; vielmehr suchte er sie, als sie ihn darauf aufmerksam machte, daß ja gar kein Wind gehe, auf den

Glauben zu bringen, die Katze werde es gethan und vielleicht von außen durch das Fenster hereingewollt haben. Dies war jedenfalls ein annehmbarer Grund, wenn die Eltern bei ihrer Heimkunft der Sache nachfragten, und er hieß sie inzwischen das Loch mit einem Tuch verstopfen.

Sie waren noch im Reden und Rathen über den Vorgang begriffen, und Christine hatte ihre Verstörung noch keineswegs überwunden, als die große Glocke auf dem Thurme anschlug. „Horch, die Betglock'!" rief sie, „die Kirch' ist aus, jetzt mach', daß du fortkommst!"

Sie küßten und herzten einander, während Christine ihn beständig forttrieb.

„Heut' Abend kommen wir zusammen, nicht wahr?" sagte er.

„Ja, sobald meine Leut' im Bett sind, und das ist ziemlich früh."

„Ich treff' dich hinter'm Haus, und dann spazieren wir in's Feld. Der Boden ist mit lauter Zucker bestreut. Meinst nicht, es werd' dir zu kalt sein?"

„Mich friert's nicht, wenn ich bei dir bin, aber jetzt mach' dich fort."

Sie wollte ihn bereden, das Haus durch die hintere Thüre zu verlassen. „Nein," sagte er, „vorn, wo ich herein bin, da will ich auch wieder hinaus. Ich red' ohnehin nächster Tag' ganz frei und offen mit deinen Eltern."

„Laß es nur noch ein wenig anstehen," sagte sie, „es ist mir so angst."

„Und wenn sie fragen, ob Jemand unter der Kirch' bei dir gewesen sei, so sagst ohne Weiters Ja, ich sei dagewesen."

Sie versprach Alles und trieb ihn wiederholt zur Eile an, so daß er, als sie sich von einander losrissen, noch lange nicht genug geküßt zu haben meinte.

Er hatte seinen guten Grund, das Haus auf der Vorderseite zu verlassen. Es sollten nicht doppelte Fußstapfen hinterbleiben, die vielleicht ein endloses Gewirr von Vermuthungen wach gerufen haben würden. Er trat sorgfältig

in die vorhandenen Spuren und folgte ihnen, um auf diese Weise etwa herauszubringen, wer vor dem Fenster gewesen sein möchte. Die Spuren führten an den äußersten Häusern des Fleckens hin und dann kreuz und quer durch einige Gäßchen, wo sie sich aber bald mit andern Fußstapfen vermischten. Er mußte seine Nachforschung als fruchtlos erkennen und ging kopfschüttelnd seines Weges. Die Leute kamen eben aus der Kirche. Er konnte es nicht vermeiden, manchem verwunderten und neugierigen Blick zu begegnen; da er sich aber ruhig in den Zug mischte, so brachte dies Viele, die sich mehr mit Anhörung der Predigt als mit Musterung der Zuhörer beschäftigt hatten, auf den Glauben, daß er gleichfalls aus der Kirche komme.

10.

In der Sonne wurde der Neujahrstag mit einem Familienessen gefeiert. Die beiden Schwiegersöhne hatten sich mit ihren Frauen nach der Kirche zur Gratulation eingefunden und blieben nach hergebrachter Weise zu Tische da. Als Friedrich nach Hause kam, fand er schon die ganze Familie versammelt. „Da muß irgendwo ein Rädle gebrochen sein," dachte er, denn der Empfang war in der That ein sehr wunderlicher. Der Chirurg wußte seinem Gesicht einen gewissen verlegenen Ausdruck zu geben; der Handelsmann, ein kugelrundes Figürchen in hellgelbem Rock, himmelblauer Weste und mit lang herabfallenden weißen Halstuchzipfeln, drückte seine kleinen Aeuglein listig zusammen und ließ dabei die vorspringenden wulstigen Lippen offen stehen, so daß sie gleichsam einen stummen, aber sichtbaren Seufzer eines ehrbaren Verwerfungsurtheils bildeten; die beiden Frauen schlu-

gen die Augen nieder und schienen sich kaum entschließen zu können, dem Bruder die Hand zu geben, als dieser mit einem treuherzigen „Prosit's Neujahr!“ auf sie zugegangen kam. Der Sonnenwirth sah dieser gezwungenen Begrüßung etwas verwundert zu; er kannte augenscheinlich den Grund derselben noch nicht, mochte aber denken, sein Sohn werde es bei der Verwandtschaft durch irgend ein nicht gar zu bedeutendes Ungeschick verschüttet haben; wenigstens ließ er das, was vor seinen Augen vorging, geschehen, ohne sich mit Fragen darein zu mischen. Friedrich aber hatte sogleich an dem zuverlässigsten Wetterglase erkannt, daß etwas Schweres gegen ihn im Werke sein müsse, nämlich an dem gelben Gesichte seiner Stiefmutter, welchem ein offener triumphirender Hohn eine Art von Blüthe verlieh. Es war ihm übrigens jede Verlegenheit erspart, denn die Kinder des Krämers, die dieser mitgebracht hatte, deckten mit ihrem jubelnden Empfange alle Lücken in der Liebe der Erwachsenen zu: sie hatten dem Großvater geschriebene Neujahrswünsche überreicht und als Gegengeschenk neue Kreuzer nebst mürbem Gebäck erhalten; jetzt sprangen sie im vollen Jubel ihres Glückes an dem kinderfreundlichen jungen Oheim empor und nahmen ihn in Beschlag, bis das Essen aufgetragen war.

So lange das Gesinde, das diesmal an einem besonderen Tische speiste, sich in der Stube befand, wurde von der Witterung und von der heutigen Predigt gesprochen, welche sich der mit einem guten Gedächtniß begabte Chirurg sehr ausführlich anzueignen gewußt hatte. Nachdem aber Knechte und Mägde sich entfernt und auch die Kinder auf Befehl ihres Vaters, jedes ein Stückchen Kuchen in der Hand, die Stube verlassen hatten, begann dieser mit muthwilligem Blinzeln: „Ist der Schwager heut' auch in der Kirche gewesen?“

Friedrich wurde roth. „Ich hab' Gott anders gedient,“ sagte er.

„Vielleicht zu Haus eine schöne Predigt gelesen oder ein Stück in Arndt's Wahrem Christenthum?“

Friedrich schwieg, der inquisitorische Ton, aus welchem

eine geheime Bosheit sprach, machte ihm das Blut, aber jetzt nicht aus Scham, nach dem Kopfe steigen.

Der Sonnenwirth, der noch mächtig am Braten arbeitete, hielt einen Augenblick inne, um zu schauen, wo die Sache hinaus wolle, und sah bald den Tochtermann, bald den Sohn mit fragenden Blicken an.

Die Sonnenwirthin hatte dem Ersteren, der den Laufgraben mit so viel Geschick eröffnet, einen Blick der Zufriedenheit zugeworfen. Nun rückte sie selbst in's Feld, um ihm zu Hilfe zu kommen. „Wenn er's nicht sagen will, wo er gewesen ist, so muß ich das Maul für ihn aufthun," sagte sie. „Des Hirschbauern seiner Jungfer Tochter hat er den Morgensegen vorgebetet, just unter der Kirch'. Nun gibt's zwar Freigeister, die Alles auf die leicht' Achsel nehmen — (dabei ließ sie einen Blick an ihrem Manne hinstreifen) — und Spülwasser löscht auch den Durst, wie das Sprichwort sagt; aber noch sagen, man hab' Gott gedient, das ist eine Sünd', die unser Herrgott gewißlich zu den anderen Missethaten mit aufhaspeln wird. Ich hab' mich's von deinem Hab' und Gut kosten lassen," setzte sie gegen ihren Mann hinzu, „daß die Person, von der ich die Sach' weiß, nichts weiter sagt, damit's nicht vor den Pfarrer kommt, was dein christlichgesinnter Sohn unter Gottesdienst versteht."

Der Krämer kicherte und riß einige Witze, die Friedrich beinahe außer sich brachten; aber er schwieg noch, denn die plötzliche Entdeckung, daß er nicht blos, wie ihm schon zuvor klar gewesen, verrathen, sondern daß sein Geheimniß in die schlimmsten Hände überliefert sei, hatte ihn etwas seiner Fassung beraubt.

„Wer hat dir denn die Sach' hinterbracht?" fragte der Sonnenwirth seine Frau.

„Das darf ich nicht sagen," antwortete sie, „ich hab' Stillschweigen angeloben müssen, kannst dir wohl denken, warum, aber die Person ist zuverlässig."

„Und doch möcht' ich rathen," sagte der Chirurg mit einem wohlwollenden Blicke auf seinen jungen Schwager, „solchen unbekannten Personen nicht allzu viel zu trauen.

Man muß Einen nicht gleich auf eine blose Delation hin verdammen." — Der Chirurg war weltklug: er wollte es mit der angegriffenen Partei nicht verderben; auch hatte er, seit sein Ziel erreicht war, seiner Schwiegermutter mehrfach gezeigt, daß er nicht ganz und gar in ihr Hörnlein zu blasen gesonnen sei. Dabei mochte er ein wenig von der Abneigung seiner Frau angesteckt worden sein, gegen welche er sich oft über die Unselbstständigkeit und Unterthänigkeit des Krämers lustig machte.

Die Sonnenwirthin hatte inzwischen in dem Gesichte ihres Stiefsohnes gelesen. „Was brauchen wir weiter Zeugniß?" rief sie. „Er leugnet's ja selber nicht, daß er sich mit dem schlechten Mensch eingelassen hat."

Der Sonnenwirth hatte eben die Gabel mit einem Stücke Braten erhoben; es war aber in Gottes Rathschluß vorgesehen, daß er dasselbe nicht in den Mund bringen sollte, denn Friedrich fuhr auf, durch das böse Wort aus seiner Befangenheit herausgerissen, und rief: „Ueber mich kann man sagen, was man will, das will ich Alles geduldig tragen, aber auf das Mädle lass' ich nichts kommen, denn das Mädle ist brav, und wer schlecht von ihr reden will, der kann sich vor mir in Acht nehmen; ich leid's von Niemand, selbst von Vater und Mutter nicht! Es ist mir leid, Vater, daß die Sach' so vor Euch gebracht worden ist, denn ich hab's ganz anders fürgehabt, wie Ihr Euch wohl selber einbilden könnt. Aber nun es einmal ohne meine Schuld heraus ist, will ich's Euch frei bekennen: das Mädle ist mein Schatz, und ich hab's treulich und ehrlich mit ihr und will keine Andere heirathen, als das Christinele allein. Ich hab' mir Eure Einwilligung zu einer gelegeneren Zeit erbitten wollen, aber jetzt ist eben die Gelegenheit vom Zaun gebrochen."

Ein starres, sprachloses Staunen hatte sich der Familie auf dieses unumwundene Geständniß bemächtigt; der Sonnenwirth hatte die Gabel mit dem Braten auf das Tischtuch fallen lassen, wo sie, über den Rand hinausragend, keinen Halt fand und, der Sonnenwirthin unterwegs das Taffetkleid beschmutzend, ihren Fall auf den Boden fortsetzte. Die An-

stifterin des Auftrittes konnte deßhalb an dem ersten Geräusche der Explosion keinen Antheil nehmen; sie schoß mit einem wüthenden Blicke auf ihren ungeschickten Eheherrn hinaus, um die Flecken an ihrem Kleide wo möglich zu vertilgen. Nachdem die bestürzten Geister sich wieder etwas gesammelt hatten, machten sich die Gefühle über das unerhörte Unterfangen des jungen Menschen in verschiedener Weise Luft. Der Krämer stieß ein schrillendes Gelächter aus, das dem Geheul eines jungen Hundes nicht unähnlich klang, und seine kleinen Aeuglein verschwanden in den Fettbergen, womit sie umgeben waren. Seine Frau, Friedrich's älteste Schwester, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und lamentirte. Der Chirurgus bewegte den seinigen gravitätisch hin und her und begnügte sich, durch die stumme Gebärde seine ernste, aber unvorgreifliche Mißbilligung an den Tag zu legen, während seine Frau schmerzlich ausrief: „Ach Bruder, wirst denn gar nie gescheit werden?"

Der Sonnenwirth hatte gleichfalls einige Zeit gebraucht, um aus einer Art von Erstarrung zu sich zu kommen. Als er sich erholt hatte, streckte er den Finger gebieterisch gegen seinen Sohn aus. „Laß dir im Hirn verganten!" rief er, „vor Allem aber reis' dich, daß ich dich heut' nicht mehr sehen muß, und hörst? komm mir ein paar ganze Tag' gar nicht vor's Angesicht."

Friedrich stand gelassen auf, um dem Gebote seines Vaters zu gehorchen. „Ihr werdet noch besser von der Sach' denken lernen, Vater," sagte er, indem er sich zum Gehen anschickte.

„Still!" rief der Alte, „sei ganz still, red' gar nichts, denn jedes Wort, das aus deinem Munde geht, ist ein Nagel zu meinem Sarg."

Der Sohn schwieg und ging schnell zur Thüre hinaus.

„Es ist doch schrecklich," jammerte die Krämerin, „daß sich der Bub' gar nicht geben will. Kaum meint man, man hab' ihn auf dem rechten Weg, so kommt wieder ein ärgerer Streich."

„Ja," sagte der Krämer, „das gäb' eine Eh', die man aus dem Heiligen verhalten müßt'."

„Freilich, wie die Lumpensippschaft, aus der das liederlich' Ding abstammt," ergänzte seine Frau.

„Ach Gott, ich will ihr ja sonst weiter nichts nachgered't haben," sagte ihre jüngere Schwester, die sich zur Heirath mit dem Chirurgen bequemt hatte, „aber sie hat eben gar nichts, als 'n Gott und 'n Rock."

„Eine schöne Partie für uns!" rief die Krämerin. „Der Bub' ist einmal im Kopf nicht richtig. Bei seiner Tauf' ist der vorig' Amtmann zu Gevatter gestanden, und jetzt will er uns ein solches Bauernmensch in die Familie bringen."

„Ich möcht' nur wissen, mit was sie ihm's angethan hat!" seufzte die Chirurgin, die bisher seine Lieblingsschwester gewesen war.

„Pah!" lachte der Krämer, „sie handelt mit kurzer Waar', und da beißt so ein Unverstand gleich an."

„Ja," sagte seine Frau, „Schwarz ist auch eine Farb'."

„Für den Liebhaber!" fiel die Sonnenwirthin ein, die eben wieder in die Stube getreten war. „Der Geschmack verbirgt sich nicht. Es heißt nicht umsonst: Sage mir, mit wem du umgehst, so will ich dir sagen, wer du bist. Diese Liebschaft bringt's einmal recht an den Tag. Da kann man wohl auch sagen: Hudel find't Lumpen, Hutsch find't sein Hätsch."

Der Sonnenwirth, dem es bei all seinem eigenen Verdrusse doch durch die Seele schnitt, seine Frau in seiner Gegenwart so von seinem Sohne reden zu hören, sagte unmuthig zu ihr: „Das Zeugniß muß ich dir geben, daß du mir da ein schönes Zugemüs' angerichtet hast. Hättest's nicht besser anbringen können, als just über'm Essen. Wem du den Neujahrsschmaus bereitest, von dem darfst nicht fürchten, daß er nichts übrig lassen werde."

„Da muß ich freilich sehr um Verzeihung bitten," entgegnete sie, „wenn ich gewußt hätt', daß dir das Essen wichtiger ist als der Lebenswandel deines Sohnes, so hätt' ich geschwiegen; aber ich hab' eben gemeint, ich müss' reden,

so lang's noch Zeit ist und eh' er vollends ganz in den Abgrund taumelt. Wiewohl, ich hab's auch früher nicht an Ermahnungen fehlen lassen, und die Sach' ist dir schon lang sehr nah' gelegen; wenn's ein Wolf gewesen wär', er hätt' dich gefressen."

Der Sonnenwirth trommelte am Fenster. „Hab' ich mir denken können," schnauzte er nach einer Weile herum, „daß der Bub' so aus der Art schlagen und mit der dummen Liebschaft Ernst machen würd'? Jetzt muß man freilich mit ihm Ernst machen," fuhr er gegen den Chirurgen fort, dem er noch am liebsten ein Wort gönnen mochte, „und wenn man zu den schärfsten Mitteln greifen müßt', so ist das Unglück nicht so groß, als wenn man der Sach' den Lauf läßt. Hier muß man mit der Katz' durch den Bach."

Der Chirurgus, der bis jetzt das Reden den Andern überlassen und sich dadurch seine Meinung freibehalten hatte, räusperte sich und erwiderte: „Das ist gar kein Zweifel, Herr Vater, diese Liebschaft ist ein Uebel, eine Art Geschwür, das man um keinen Preis aufkommen lassen und im Nothfall mit Schneiden oder Brennen beseitigen müßte. Jedennoch möcht' ich unmaßgeblich rathen, nicht alsofort zum Aeußersten zu schreiten, sondern erst gelindere und wo möglich auflösende Mittel zu versuchen. Der Schwager ist zwar — hm, hm — kann's nicht in Abrede ziehen — er ist ein wenig ein Springinsfeld, aber er hat doch, mit Salvenia zu reden, kein so ungattiges Temperament, daß man gleich die Beinsäge bei ihm in Anwendung bringen muß. Ich schmeichle mir, bereits eine Arznei ausfindig gemacht zu haben, welche sich als probat erweisen dürfte. Für jetzt wäre es wohl nicht angemessen, den Herrn Vater länger mit dem fatalen Handel zu behelligen, der, wie ich zu sagen mir erlauben muß, nicht zu ganz richtiger Zeit an ihn gebracht worden ist; denn bei Reden und Mittheilungen, insonderheit wenn ihnen etwas Bitteres beigemischt ist, sollte man, wie bei den Latwergen aus der Apotheke, immer die passende Stunde beobachten. Zur Essenszeit beigebracht aber kann eine unverhoffte und widrige Nachricht leicht eine Indigestion effec-

tuiren, woraus dann, je nach Beschaffenheit der Leibesconstitution, vielfache Infirmitäten fließen können. Aus diesem Grunde würde ich dem Herrn Vater rathen, sich jetzo eine kleine Bewegung in der frischen Luft zu machen, damit die etwas gestörten Lebensgeister wieder erwecket werden. Was aber den Schwager anbelangt, so muß man ihn mehr wie einen Patienten, denn wie einen Delinquenten ansehen, und wenn man den rechten Punkt bei ihm trifft, so hoffe ich, er werde noch zu curiren sein. Man muß ihn nicht ganz wegwerfen."

„Ja," setzte seine Frau mit einem Seitenblick auf die Krämerin hinzu, „und seine Schwestern sollten's doch nicht so leicht vergessen, wie er sich ihrer angenommen hat und ihnen immer ein guter Bruder gewesen ist."

Die Sonnenwirthin hatte die anzüglichen Bemerkungen ihres abtrünnigen Tochtermannes mit einem giftigen Lächeln verschluckt und einen Blick mit dem Krämer zu wechseln versucht, der aber, in der Erkenntniß, daß er es aus zu großer Dienstbarkeit gegen die Schwiegermutter mit dem Schwiegervater verschüttet habe, die Augen verlegen zu Boden schlug. Als jedoch ihre Stieftochter daran zu erinnern wagte, daß Friedrich seine Schwestern gegen sie in Schutz genommen, fuhr sie auf. „So?" rief sie, „das soll ihm noch als eine Tugend angerechnet werden, daß er den häuslichen Frieden untergraben hat und Hader angestiftet und hat seine ruchlose Hand gegen seine Mutter aufgehoben? Und darob lobt man mir ihn in's Gesicht, wie wenn ich nicht die Frau im Haus mehr wär'?"

„Still jetzt!" rief der Sonnenwirth auf den Tisch schlagend, „ich hab' genug an dem Neujahrsschmaus, will nicht auch noch einen Nachtisch dazu!"

Die Familie ging mit einem sauren Abschied aus einander. Der Sonnenwirth lehnte eine Einladung des Krämers ziemlich trocken ab, nahm seinen Hut und schloß sich im Weggehen dem Chirurgen an, der ihn in's Freie zu begleiten versprach.

11.

Abends zur verabredeten Zeit traf Friedrich mit Christinen zusammen. „Hat's was gegeben?" fragte er. Sie verneinte es. „Bei mir hat's schon eingeschlagen!" sagte er und erzählte ihr den Auftritt, den es über Mittag abgesetzt hatte, wobei er jedoch die grellen Farben desselben sehr zu mildern Sorge trug. Christine weinte und sagte: „Ich hab's wohl vorausgesehen, daß ich den Deinigen nicht recht sein werd'. Ach Frieder, wie wird's mir gehen? Da liegen viel Berg' und Thäler dazwischen, bis wir Zwei zusammenkommen."

„Reut's dich?" fragte er. „Mich reut's nicht."

„So lang du so gegen mich bist, wie jetzt, reut's mich auch nicht. Aber wir werden eben viel zu leiden haben mit einander, das gibt schon der Anfang. Es ist kein gut's Zeichen, daß es uns gleich am ersten Tag so hinderlich gehen muß. Ich möcht' nur auch wissen, was für ein Neidhammel uns bei deiner Mutter verrathen hat."

„Das möcht' ich auch herausbringen," sagte er. „Hat dich vielleicht einer von den ledigen Buben gesehen gestern Nacht, wie du den Brief in's Beckenhaus tragen hast?"

„Mit deinen ledigen Buben!" spottete sie. „Du meinst immer, das ganz' ledig' Mannsvolk sei hinter mir auf dem Strich."

„Ich sag's nicht aus Eifersucht," entgegnete er. „Aber es ist ja wohl möglich, daß dich einer auskundschaftet hat und hat dich vielleicht mit mir reden sehen. Du sagst ja selber, der Neid werd' ihn getrieben haben."

„Ich bin keinem begegnet," sagte Christine, „und wenn mich je einer gesehen hätt', hätt' er mich nicht erkannt, so flink bin ich gewesen. Nur Einer fällt mir ein, der hat mir in's Gesicht gesehen und könnt' mich möglicher Weis' erkannt haben. Den rechnet man aber kaum zu den ledigen Buben, und er wird dich nicht eifersüchtig machen. Der Fischerhanne

ist's gewesen; der ist vor seinem Haus gestanden und hat, scheint's, auf das Schießen gehorcht, hat aber dabei geschnattert vor Kälte."

„Der Fischerhanne!" rief Friedrich. „Jetzt weiß ich, wo ich dran bin. Der weißblütig' Neidteufel hat mich von jeher verfolgt. Da ist gar kein Zweifel, der ist dir gestern Nacht nachgeschlichen — wenn ihn nur der Mordschlag troffen hätt'! — und hat auch heut' meinem Gang nachgeforscht. Dem möcht' ich jetzt für die zerbrochene Scheib' eins von seinen Gesichtsfenstern ausstoßen oder ein Eck von seinem siebeneckigen Kopf wegschlagen."

„Nein, du wilder, gewaltthätiger Bub'!" sagte Christine, „laß du ihn lieber in Frieden, sonst würdest nur aus Uebel Aerger machen."

„Es ist auch wahr," erwiderte er. „Und zudem, seit du mein bist, ist mir's so wohl, daß ich der ganzen Welt in Fried' und Freundschaft die Hand geben möcht'. Ich muß mich eigentlich zwingen, dem Fischerhanne gram zu sein, wie er's ja doch verdient. Auch meinem Vater hab' ich heut' kein bös Wort geben können, wiewohl's nicht recht von ihm ist, daß er sich gegen unser Verhältniß hat einnehmen lassen und hat mich gar nicht anhören wollen."

„Bleib' du immer so," sagte Christine, „und wie du lieb gegen mich bist, so sei's auch gegen deine Nebenmenschen. Wir müssen die Hindernisse, die man uns in den Weg wirft, durch Liebe zu überwinden suchen."

„Aber dem Racker thu' ich doch noch einmal einen Tuck," bemerkte Friedrich. „Es gibt Menschen, mit denen man in Liebe und Güte nicht fertig wird, sonst fressen sie Einen auf'm Sauerkraut."

„Du solltest eher auf das denken, wie du ihn gewinnst, damit er uns nicht weiter verschwätzt."

„Dafür ist schon gesorgt: meine Frau Mutter hat zu verstehen gegeben, sie hab' ihn abgefunden, damit er dem Pfarrer nichts zutrage. Der schreit schon, wenn Einer am Sonntag eine Bettlad' anstreicht. Wie würd' er erst einen

Lärm machen, wenn er erführe, was wir für einen Gottesdienst mit einander gehalten haben."

„Red' doch nicht so gottlos heraus!" unterbrach ihn Christine. „Es ist ja eine Sünd' und eine Schand', wie du schwätzst!"

„Was? Wenn ein Bub' sein Mädle in Arm nimmt, die unser Herrgott für einander geschaffen hat? Da müßtest du ja Reu' und Leid tragen für jeden Kuß, den du mir heut' unter der Kirch' geben hast!"

„Ach, Gott verzeih' mir's! Ich hab' dich eben so lieb, und darum hab' ich's gethan. Aber recht ist's doch nicht, und so davon zu reden, das ist sündlich."

„Du Annemergele, du! Aber wir wollen nicht streiten. Komm, wollen lieber küssen."

„Mein'twegen, die Kirch' ist ja schon lang aus."

Sie gingen, sich küssend und umschlingend, weit in's beschneite Feld, ohne dem Frost eine Gewalt über ihr Jugendfeuer zu gönnen; ja, sie warfen einander, wenn sie sich müde geküßt hatten, mit Schneeballen, und traf er sie mit einem gar zu derben Wurfe, so gab dies wieder Anlaß zu Söhnungsbitten und neuen Liebkosungen. Dazwischen zerstreute er ihre stets auftauchenden Besorgnisse wegen der Zukunft durch die bündigsten Versicherungen und Schwüre. Der Mond sank erblassend gegen Westen hinab, und die ersten Schauer der Morgenkälte wehten über die Flur, als sie sich endlich trennten. Immer später kam in den nächsten Nächten die abnehmende Sichel auf den Schauplatz, und immer noch traf sie das Paar und beleuchtete eine Glückseligkeit, die sich um die Welt nichts kümmerte. Wenn aber je Christine wieder zu sorgen und zu zagen begann, so wußte Friedrich sie zugleich zu necken und zu trösten. „Ich glaub', der Muth verfriert dir," sagte er, „wir werden uns in der Hüterhütte bergen müssen. Sieh', du bist mein Weib vor Gott, ich werd' nicht von dir lassen und nicht eher ruhen, bis du es auch vor den Menschen bist. Ich hab' einmal gesagt: Ich will! und das Wollen in eigner Sach' ist viel stärker, als das Nichtwollen in fremder Sach'. Wenn ich eher den

Kopf hergeb' als meinen Willen und mein Herz, und das darfst mir zutrauen, so wird das Nichtwollen schon mürb' werden. Merk' dir nur Eins und laß dir's gesagt sein: Will' und Lieb', die stiehlt kein Dieb."

12.

Zu dem Gantverfahren, das der alte Sonnenwirth seinem Sohne angerathen hatte, schien er ihm volle Zeit und Muße verstatten zu wollen; denn er ließ ihn seine Tage und Nächte ungestört nach seinem Gutdünken hinbringen. Friedrich befolgte das Gebot seines Vaters, ihm nicht vor's Angesicht zu kommen, buchstäblich, und obgleich seine Stiefmutter täglich über die gestörte Hausordnung seufzte, wenn er sich das Essen durch die Dienstboten auf seine Kammer bringen ließ, so wußte sie doch nichts dagegen einzuwenden, weil er sich auf den unmittelbaren Ausspruch des Familienoberhauptes berufen konnte. Dabei ließ er sich's jedoch angelegen sein, mit seinen Dienstverrichtungen immer da einzugreifen, wo er den Vater nicht gegenwärtig wußte. Die Nächte widmete er den Zusammenkünften mit seiner Geliebten, und da er mit allen Gängen und Schlichen vertraut war, so machte es ihm keine Schwierigkeit, beim Heimgehen wieder in das verschlossene Haus zu kommen. Es schien ihm beinahe, als ob sein Vater, nachdem er einmal seine Willensmeinung ausgesprochen, den Dingen ohne weiteres Einschreiten den Lauf lassen wollte.

Hierin täuschte er sich aber sehr. Der Sonnenwirth hatte, nach reiflicher Berathung mit dem Chirurgen, seinen Plan und Entschluß gefaßt, und wenn die Ausführung desselben sich gerade so lange verzögerte, um einen bereits ge-

sponnenen Schicksalsfaden vollends unabänderlich zu befestigen, so war ja dies einer von den Fehlschlägen, welche die kurzsichtigen Rathschläge der Menschen so häufig treffen. Der Sonnenwirth wollte sicher gehen und seinen Plan gründlich durchsetzen. Er schickte seine Frau, mit einem Brätchen aus der Metzig, in's Amthaus, um durch sie der Amtmännin zunächst mittheilen zu lassen, was er mit seinem Sohne vorhabe. Hierzu hatte er einen doppelten Grund. Einmal beanspruchte die Obrigkeit dieselbe unbedingte Gewalt über den Bürger, welche dieser über das Thun und Lassen seiner Kinder, selbst in ihren eigensten Angelegenheiten und noch im erwachsenen Alter, auszuüben sich berechtigt glaubte, und es wäre sehr übel vermerkt worden, wenn man in einem Hause auch nur eine Familiensache in's Werk zu setzen gewagt hätte, ohne sich vorher den Rath des gestrengen Herrn unter der Leitung seiner noch gestrengeren Frau zu erbitten oder ihnen wenigstens der äußeren Form nach die Ehre der Gutheißung zu lassen. Außerdem aber wollte der Sonnenwirth durch diese Unterwürfigkeit für den Fall, daß sein Sohn den Widerspänstigen machen würde, sich des amtlichen Beistandes versichern.

Die Amtmännin nahm das Geschenk und die Mittheilung der Sonnenwirthin mit Wohlgefallen auf. Sie gestand ihr offen, daß es ihr jedesmal übel werde, wenn sie den ungeschliffenen Flegel nur von weitem sehen müsse. Auch war sie der Ansicht, daß für die Ruhe des Fleckens nicht besser gesorgt werden könne, als durch seine gänzliche Entfernung auf immer oder doch auf möglichst lange Zeit; denn, meinte sie, ein so gewaltthätiger Mensch, der kein Gesetz achte, könnte am Ende, wenn nicht Alles nach seinem Kopfe gehe, wohl noch im Stande sein, Mord und Todtschlag zu verüben oder gar den Leuten die Häuser über dem Kopfe anzuzünden. Sie verhehlte der Sonnenwirthin nicht, daß gar mancherlei über ihn gemurmelt werde. Man sage, er habe an Sylvester nicht nur beinahe die ganze Nacht auf höchst gefährliche Weise im Flecken geschossen, sondern auch seinen Feinden einen Mordschlag gelegt, der so Menschen als Gebäuden

einen erheblichen Schaden hätte bringen können; anderer Greuelthaten zu geschweigen. Alles dieses werde mit leichten Stücken zu beweisen sein, so wie man ihm nur ernstlich zu Leibe gehen wolle, und das Amt halte also bereits wieder neue Blitze gegen ihn in der Hand. Es sei sonach eine wahre Wohlthat für den ungerathenen Jungen, wenn man ihn diesen Blitzen noch zu rechter Zeit entziehe, und möge er dann fortbleiben, oder, was sie zwar nicht hoffe, später geschult und gebessert zurückkehren, so sei jedenfalls die Sonne vor dem Unglück behütet, durch eine so unanständige Heirath zu einem Pöbelwirthshause zu werden, aus welchem ehrbare Leute wegbleiben müßten. Die Sonnenwirthin stimmte allen ihren Reden aus mütterlichem Herzen bei und brachte dieselben, nachdem sie mit der Amtmännin viel darüber gespottet, welch' eine Wirthin das Bauernmensch geben würde, freigebig mit Zusätzen vermehrt, ihrem Manne heim.

Nach dieser vorläufigen Verlässigung begab sich der Sonnenwirth mit dem Chirurgus zum Amtmann, dem er mit Hilfe des Letzteren vortrug, er habe, wie dem Herrn Amtmann wohl bewußt sein werde, einen Sohn, der unerachtet aller väterlichen Bemühungen und trotzdem, daß er viel Geld auf seine rechtliche und christliche Erziehung verwendet, bis jetzt nicht habe einschlagen wollen und ihm nun gar noch das Kreuz mache, in seiner Minderjährigkeit an eine ganz ungleiche Heirath mit einer Bauerntochter, die nichts sei und nichts habe, zu denken. Da nun das Sprichwort mit Recht sage: „Wohl aus den Augen, wohl aus dem Sinn", so habe er sich resolvirt, ihn in die Fremde zu schicken. Er habe in Frankfurt oder vielmehr in Sachsenhausen, welches gleich daneben über'm Mainstrom liege, einen leiblichen Bruder, der daselbst gleichfalls Wirth zur Sonne und in jungen Jahren durch eine Glücksheirath mit einer Wittwe in den Besitz derselben gekommen sei. Dem wolle er seinen Sohn zuschicken, in der Hoffnung, daß derselbe unter einem fremden Himmel und bei andern Leuten seine Thorheit vergessen und sich vielleicht den Kopf auf eine zuträgliche Art verstoßen und die Hörner ablaufen werde. Er habe sich nun die Freiheit neh-

men wollen, zu fragen, was der Herr Amtmann von der Sache denke. Der Amtmann erwiderte, der Gedanke habe seinen ganzen Beifall, denn fremde Städte und fremde Menschen sehen, das putze den Kopf aus. „In dem Frankfort,“ sagte er, „bin ich auch schon gewesen,“ worauf der Sonnenwirth und der Chirurgus ihre unterthänige Verwunderung ausdrückten, daß der Herr Amtmann schon so weit gereiset sei. Die Amtmännin, welche sich ungesäumt im Rathe eingefunden hatte, sprach davon, wie wohlthätig es überhaupt wäre, wenn man alle ungeschlachte junge Leute ein wenig in die weite Welt schicken könnte, um dort gehobelt zu werden. Als sodann der Sonnenwirth die Möglichkeit zur Sprache brachte, daß sein Sohn es etwa an der gewünschten Reiselust fehlen lassen könnte, hieß ihn der Amtmann ganz außer Sorgen sein, denn er werde jedenfalls mit seiner vollen Autorität dazwischen fahren und gedenke, mit einem jungen Trotz- und Querkopf schon noch fertig zu werden; er schreibe ohnehin heute noch einen Bericht über Mehreres nach Göppingen und wolle in denselben einfließen lassen, daß der junge Mensch, der dem löblichen Oberamt auch schon mehr als billig zu schaffen gemacht, mit seiner Erlaubniß in die Fremde gehe.

Darauf empfahl sich der Sonnenwirth nebst seinem Schwiegersohne unter vielen Danksagungen und berief zu Hause sogleich seinen Sohn zu einer Unterredung in Ernst und Güte, nach welcher Friedrich mit väterlicher Einwilligung in das Haus des Hirschbauern ging, um von Christinen Abschied zu nehmen. Nur unter dieser Bedingung hatte er sich dem Willen seines Vaters gefügt. Bei dieser Fügsamkeit waren allerdings die Drohungen des Amtmanns, von welchen ihn sein Vater in Kenntniß zu setzen für geeignet befunden hatte, der natürlichen Gutmüthigkeit seiner vom Glück der Liebe befriedigten und deßhalb auch für die Mahnungen der Kindespflicht zugänglichen Seele zu Hilfe gekommen; aber keine Rücksicht hatte ihn zur Nachgiebigkeit gegen den Wunsch seines Vaters bewegen können, sogleich und ohne Abschied von Christinen abzureisen, und der Sonnenwirth

war genöthigt gewesen, von diesem Begehren abzustehen, wenn nicht sein ganzes Vorhaben daran scheitern sollte. Friedrich erklärte seinem Vater, daß er morgen früh vor Tag den Stab ergreifen wolle, und sagte ihm deßhalb auf der Stelle Lebewohl. Von der Stiefmutter nahm er keinen Abschied. Dagegen verabschiedete er sich freundlich vom Chirurgen, welchem er bei seiner Bewerbung und nachher seine Abneigung mehr als einmal in nicht gar feiner Weise gezeigt hatte, und in welchem er nun einen gutgesinnten Schwager gefunden zu haben glaubte. Derselbe gestand ihm zwar nicht, daß er der Urheber dieser Trennung sei, in welcher er das auflösende Mittel erblickte, das er dem Sonnenwirth empfohlen hatte; doch sagte er ihm offen, er sei mit dem Entschlusse seines Vaters einverstanden und halte diese Reise für die beste Art, von einer Sache los zu kommen, die nun eben einmal nicht sein könne, worauf Friedrich erwiderte, es sei ihm zwar leid, daß seine Standhaftigkeit auf diese Probe gesetzt werde, aber es freue ihn auch wieder, weil er hoffe, daß er die Probe bestehen werde. Der Chirurgus und seine Frau schüttelten über diese Erklärung den Kopf, ließen es aber hiebei bewenden, weil sie der jugendlichen Festigkeit in Durchführung gefaßter Vorsätze, vielleicht eigener Erfahrung zufolge, kein großes Vertrauen schenkten. „Wirst du auch den weiten Weg finden?“ fragte Magdalene mit Thränen in den Augen. „Bis nach Heilbronn,“ antwortete er düster lachend, „kenn' ich ihn schon, und das wird ungefähr halbwegs sein.“ Der Chirurgus holte mit Wichtigkeit eine Homann'sche Karte des deutschen Reiches, die er besaß, und demonstrirte ihm mit dem Zirkel, daß das noch nicht ganz den dritten Theil der Reise betrage. „Dann muß ich eben noch ein wenig weiter gehen,“ sagte Friedrich, „das Frankfort wird ja nicht aus der Welt liegen; ich geh' eben der Nas' nach; und die Leut' an dem Main da drunten werden die Nas' auch grad' überm Maul tragen, justement wie wir hie.“ Dann schüttelte er seinen Verwandten die Hände und ging. Bei dem Schwager Krämer klopfte er nur im Vorübergehen an's Fenster und rief seiner Schwester einen kurzen Abschiedsgruß zu, lockte

aber ihre Kinder eine Strecke weit mit sich und entließ sie geküßt und beschenkt.

Nachdem er diese gleichgültigeren Angelegenheiten abgethan hatte, trat er den schweren Gang zu Christinen an. Diesmal suchte er keine Nebengäßchen, sondern ging den geraden Weg bis an's Ende des Fleckens und sah dabei allen Begegnenden herzhaft und freundlich in's Gesicht. Als er aber die Treppe so weit unter sich hatte, um im Hinaufsteigen einen Blick durch das Fenster werfen zu können, stieß er einen Fluch aus, sprang den Rest der Stufen mit zwei Sätzen hinauf und stürzte wüthend in die Stube, wo der alte Hirschbauer seine Tochter so eben an den Zöpfen ergriffen hatte und die Hand aufhob, sie zu schlagen. „Halt!" rief Friedrich, warf sich zwischen Beide und riß die Tochter von dem Vater weg. „Wenn Euch Euer Leben lieb ist," rief er, „so untersteht Euch nicht, ihr ein Haar zu krümmen! Mir allein kommt das Recht zu, sie zu schlagen, wenn sie etwa gefehlt hat."

„Das könnt' ich brauchen," polterte der Hirschbauer, „daß mir Einer meine Tochter verführt und noch dazu in meinem Haus den Meister spielen will. Weiß wohl, wo die Häglein niedrig sind, da drüber steigt man gern; aber mich soll Armuth und Niedrigkeit nicht so weit bringen, daß ich Muthwillen mit mir und den Meinigen treiben lass'."

„Es ist von keinem Muthwillen die Red'," sagte Friedrich, „und ich bin kein Verführer. Ich will Eurer Tochter alle Ehr' und alle Treu' erweisen, und meine Absicht ist auf nichts Anders gerichtet, denn daß wir als Ehleut' zusammen kommen."

„Und dazu geht man in die Fremde?" rief die Bäuerin mit zornigem Lachen. „Ja, ja, weit davon ist gut für'n Schuß!"

„So, das ist auch schon ausgeschwätzt?" sagte Friedrich. „Wer hat Euch denn das hinterbracht?"

„Seine Mutter ist dagewesen," erwiderte die Bäurin, „Er braucht nichts zu leugnen."

„Ich will auch nichts leugnen, begreif's aber wohl, daß

Unsamen hier ausgestreut worden ist. Wahr ist's, daß ich gehen muß, weil mein Vater für jetzt nicht gut zu dieser Heirath sieht, und weil er vielleicht meint, in einer andern Luft wachse mir auch gleich wieder ein anderer Kopf. Aber Alles hat seine zwei Seiten. Mein Vater kann mir nichts befehlen, was für mein ganzes Leben gelten soll, denn über die Zukunft muß ich selber Herr sein, und sein Vater springt auch nicht mehr hinter ihm drein, um ihm die Fliegen abzuwehren oder ihn zu hüten, daß er den Fuß nirgends anstoßt. Aber wenn er mir jetzt in die Fremde zu gehen befiehlt, so gehorch' ich ihm und glaub' ihn auch damit besser herumzubringen, als mit Ungehorsam und Trotz. Er wird dann schon sehen, daß ich in dem, was meine eigene Sach' ist, mein Herz nicht ändere, und zuletzt wird er mit seinem einzigen Sohn ein Einsehen haben und wird uns zusammen lassen. Damit jedoch mein Schatz und die Ihrigen nicht an mir zweifeln, deßwegen bin ich herkommen, um den Verspruch vor meinem Fortgehen richtig zu machen und mit Euch darüber zu reden."

Der Hirschbauer und sein Weib sahen einander an; diese Erklärung lautete ganz anders als das, was die Sonnenwirthin ihnen geringschätzig und spöttisch vorgesagt hatte, um sie gegen ihre Tochter und deren Liebhaber aufzureizen.

„Seine Mutter," hob der Hirschbauer wieder an, „hat uns gesagt, daß Er mit leichtem Herzen fortgeh' und selber froh sei, der Fessel wieder ledig zu werden. Und wenn nun das auch nicht so ist und Er andere Absichten hat, so wird Er mir doch nicht zumuthen wollen, daß ich meine Tochter einer Familie aufdringen soll, die nichts von ihr wissen will."

„Laßt das gut sein, Vetter," sagte Friedrich. Die Sach' ist nicht mehr anders zu machen. Das Mädle will mich, und ich will sie; uns zwei reißt Niemand mehr aus einander. Also handelt wie ein rechtschaffener Vater an seinem Kind handeln soll, und tretet nicht auch noch zu unsern Feinden."

Die beiden Alten eiferten und schalten heftig über diese eigenmächtige Art, eine Liebschaft anzufangen, und nament-

lich meinte die Hirschbäuerin, ihre Tochter hätte wohl eine Züchtigung dafür verdient. Auch betheuerte sie, sie habe nie daran gedacht, daß er darum in ihr Haus gekommen sei, um durch ein Liebesverhältniß mit ihrer Tochter seinen Eltern Verdruß zu machen, und wälzte jede Verantwortlichkeit dafür feierlich von sich ab. Allein ungeachtet des polternden Tones waren Beide sichtbar besänftigt durch die Offenheit, mit welcher der junge Mann seine Gesinnung ausgesprochen hatte. Sie gaben sich jedoch Mühe, dies nicht merken zu lassen, und der Hirschbauer sagte: „Man spricht auch, daß Er so gewaltthätig sei und daß man von Ihm nichts als Ungelegenheit haben werde; Er soll ja haben verlauten lassen, wenn Er Seinen Willen nicht durchsetze, so werde Er Alles über einen Haufen stechen und den Flecken anzünden."

„Das ist nicht wahr!" rief Friedrich entrüstet, „es ist kein solches Wort aus meinem Mund gangen. Wer hat das gesagt? Er soll sich stellen und mich überführen."

Der Hirschbauer schwieg.

„Ich weiß schon," fuhr Friedrich fort. „Meine Stiefmutter — Ihr müßt sie nicht meine Mutter heißen — die sucht mich auszurotten, sie gönnt mir das Schwarze unterm Nagel nicht. Aber saget selber: wie stimmen ihre Reden zusammen? Wie kann sie denn behaupten, ich möcht' über alle Berg' und aus diesen Banden los sein, wenn sie hinwieder von mir sagt, ich sei auf meinen Willen so versessen, daß ich sengen und brennen woll', wenn ich Eure Tochter nicht krieg'? — Ohne die hätt' ich bei meinem Vater ein leichteres Spiel. Wenn meine Schwester und ihr Mann, der Chirurgus, nicht wären, so ging ich gar nicht fort, denn sie thät' mich in meiner Abwesenheit vollends ganz untergraben, aber ich hoff', die zwei werden mich vertheidigen."

„Vielleicht," sagte der Hirschbauer nach einigem Besinnen, „ließ' sich ein Wort mit Seinem Herrn Schwager reden und auch mit dem Herrn Pfarrer. Wenn die beiden Herren etwas bei Seinem Vater ausrichten, so könnt' man ja noch einmal von der Sach' reden. Aber so, wie's jetzt steht, kann ich nicht nur so ohne Weiteres meine Einwilligung

geben, denn ich will mir nicht nachsagen lassen, daß ich mich mit den Meinigen in eine Familie eingedrungen hab', wo wir überlästig sind."

„Redet mit dem Pfarrer und dem Chirurgus, wenn ich fort bin," sagte Friedrich, „denn fort muß ich jedenfalls auf einige Zeit, das thut mein Vater nicht anders. Und füget mir's dann zu wissen, wie die Unterredung ausgefallen ist. Jetzt aber bin ich die längst' Zeit dagewesen, und Ihr werdet es nicht anders als billig finden, daß ich von meinem Schatz unter vier Augen Abschied nehm', denn mein Schatz ist und bleibt sie, und wenn der Himmel einfällt. Nun behüt Euch Gott, Vetter und Bas', und geb', daß ich bald Schwährvater und Schwieger zu Euch sagen kann. Haltet mir mein' Schatz gut; ich will nicht, daß sie Euch zur Last fallen soll, und werd' das Kostgeld für sie bezahlen, so lang sie bei Euch im Haus ist, denn ich seh' sie als mein Eigenthum an und will sie bei Euch eingestellt haben, wie das Lamm, das ihr gehört." — Hiermit legte er lachend einen guten Theil des Reisegeldes, das ihm sein Vater gegeben hatte, auf den Tisch; denn er hatte unter dem Reden wahrgenommen, daß sich die zerbrochene Scheibe noch in dem Zustande, wie sie von Christinen verstopft worden war, befand, und daraus den Schluß gezogen, daß die Armuth der Leute nicht einmal gestattet habe, den Glaser zu holen. „Ihr zwei aber," sagte er zu den beiden Söhnen, die ebenfalls in der Stube anwesend waren, sich aber so wenig wie Christine in's Gespräch mischten, „ihr zwei kommt in einer Stunde in's Beckenhaus, wir müssen den Abend noch einen Abschiedstrunk mit einander thun."

Er gab dem Bauer und der Bäuerin die Hand zum Lebewohl, und sie ließen es schweigend geschehen, daß er sein Mädchen am Arme nahm und mit sich aus der Stube zog. Ein Seufzer der Bäuerin, den man verschieden auslegen konnte, und ein Kopfschütteln des Bauern, das schon nicht so viele Deutungen zuließ, war Alles, was nach seinem Weggehen geäußert wurde.

Christine fiel ihm draußen laut weinend um den Hals.

„Wenn mich nur mein Vater geschlagen hätt'," schluchzte sie, „vielleicht wär' mir's leichter geworden. Sieh, es hat mir Stich auf Stich durch's Herz geben, wie ich gehört hab', daß du fort gehst; mein Herz hat sich ganz zusammengezogen, und seitdem thut mir's fortwährend weh. Ach Gott, was soll aus mir werden, wenn ich dich nicht mehr hab'!"

„Mach' mir das Herz nicht schwer," sagte er. „Sieh, es ist mir ja schrecklich, daß ich von dir gehen muß, aber es kann nicht anders sein, und ich bin bei dir und du bei mir, wo ich auch sein mag in der Welt. Es ist wohl weit weg, aber doch nicht so gar weit, daß wir nicht einander schreiben oder sogar zu einander kommen könnten, wenn's Noth thut. Denk' dir alle Möglichkeiten der Reih' nach, so muß es uns doch zuletzt nach Wunsch und Willen gehen. Entweder gibt mein Vater nach, wenn er unsere Beständigkeit sieht, dann ist ja Alles recht und gut; oder wir müssen warten, bis er das Zeitliche segnet, dann ist's zwar schlimm, aber doch besser als gar nichts; oder er verstoßt mich, wenn er mir den Sinn nicht brechen kann, dann kann er mir aber auch nichts mehr verbieten, und heißt's eben: Mann, nimm deine Hau', ernähr' deine Frau; oder find' ich vielleicht in der Fremde bei meinem Vatersbruder oder sonst wo eine Heimath, man kann ja nicht wissen, wie's geht in der Welt, dann lass' ich dich nachkommen; wenn's vielleicht für's Erst' nur ein Dienst wär', den ich dir da drunten verschaffen könnt', so wären wir doch näher bei einander und könnten's nach und nach weiter bringen. Kurzum, ich mag mir ausdenken, was ich will, das End' vom Lied ist eben immer, daß wir Mann und Weib werden."

„Ja, aber da drunten gibt's gewiß schöne Jungfern, die mich bei dir ausstechen."

„Sorg' du nicht für mich, hab' du vielmehr Acht, daß du mich nicht von den Ebersbacher Buben aus deinem Herzen vertreiben läßt."

„Ei, so laß doch endlich das Geschwätz mit den Buben sein!" sagte sie schmollend.

„Was dir recht ist, muß mir billig sein," erwiderte er.

Such' du mich nicht hinterm Ofen, dann guck' ich auch nicht, ob du dahinter steckst. Jetzt laß uns aber die letzten Stunden nicht mit Zank und Trutz verderben, es ist ja doch keinem von uns Beiden Ernst damit."

Nachdem sie noch längere Zeit in solchen Wechselreden verbracht, sagte Friedrich: „Ich muß jetzt gehen, ich hab' noch Geschäfte mit meinem Pfleger. Ich nehm' aber jetzt nicht Abschied von dir, denn ich thu's nicht anders, ich komm' heut zu dir in deine Kammer, nachdem's jetzt mit deinen Eltern so gut wie richtig ist."

„Sei aber vorsichtig," sagte sie, „und mach' kein Geräusch, sonst könntest bald sehen, daß es nicht so richtig ist, wie du meinst."

„Hab' du keine Angst," erwiderte er.

Er begab sich zu seinem Vormund, einem im Flecken angesehenen Rathsherrn, um ihm einen Abschiedsbesuch zu machen und zugleich aus seinem mütterlichen Vermögen einen Zuschuß zu seinen Reisemitteln zu verlangen, welche soeben einen beträchtlichen Ausfall erlitten hatten. Der Vormund aber schlug ihm sein Ansinnen rundweg ab; er wußte ihm haarklein vorzurechnen, was er von seinem Vater zu Weihnachten und was er heute von ihm als Reisegeld erhalten habe, schärfte ihm die Tugend der Sparsamkeit ein, machte ihm derbe Vorwürfe über die dumme Liebschaft, die ihn aus dem Vaterhause treibe, und ermahnte ihn schließlich, sein Hab' und Gut nicht „an Menscher zu hängen". „Ich wär' nicht zu Ihm gekommen, wenn ich nicht Geld braucht hätt'!" sagte Friedrich und wetterte im Fortgehen die Thüre hinter sich zu. Mit tausend Verwünschungen kehrte er dem Hause des Vormundes den Rücken und sagte dann zu sich: „Ich darf mich wohl zusammennehmen, wenn ich bis zu meinem Ziel kommen soll, ohne unterwegs zu betteln oder zu stehlen; und zu meinem Vetter sollt' ich doch wenigstens auch noch ein paar Batzen mitbringen, sonst ist's ja eine Schand'; und meiner Christine muß ich doch auch was schicken, denn leerer Gruß geht barfuß. Der Teufel hol' den Hornabsäger, den Kümmichspalter, der mir mein eigen Geld vorenthält. Ich

darf, weiß Gott, auf dem Weg kein einzigmal was Warms essen, wenn ich mit meinem Zehrpfennig langen soll."

Er ließ aber im Bäckerhause nichts von seiner Verlegenheit merken, sondern plauderte treuherziger und fröhlicher, als es ihm eigentlich um das Herz war, mit seinen Schwägern, wie er sie offen vor den Leuten nannte, und als die Bäckerin theilnehmend bemerkte, sie sei nur noch begierig, was diese Geschichte für ein Ende nehmen werde, die sich in ihrem Haus angesponnen habe, rief er leichtfertig lachend: „Das wird eine schöne Eh' geben, wo der Mann die Häfen verbricht und das Weib die Schüsseln!"

Lachend gingen seine Gesellen mit ihm fort. Auf dem Wege eröffnete er ihnen, daß er diese Nacht in ihrem Hause bei ihrer Schwester zuzubringen gesonnen sei. Sie fanden das in der Ordnung und ließen ihn mit sich ein.

13.

„Und nun den letzten Kuß!" sagte Friedrich, als kaum der Morgen graute. „Das Scheiden und Meiden ist ein schlechtes Handwerk, und der bös' Gott woll's dem behüten, dem's zuerst eingefallen ist, aber es muß nun einmal sein."

„Wenn ich nicht Sorg' hätt', mein Vater oder Mutter könnt' aufwachen, so ließ' ich dich noch nicht fort," sagte Christine, unwillkürlich seinen Arm umklammernd. „Es hat sich ja noch nicht einmal ein Hahnenschrei hören lassen."

„Sie werden bald krähen, und dann währt's nicht lang mehr, so wird's lebendig im Ort, und ich kann nicht mehr unbeschrieen fortkommen, was mir unlieb wär', weil ich des Geschwätzes mit den Leuten überdrüssig bin und nicht Jedem auf die Nas' binden mag, warum ich in die Fremde soll. Fort muß ich ja doch einmal, und so ist's eins, ob wir den

bittern Kelch jetzt trinken, oder ein wenig später. Denk' dir, wir seien verheirathet, was wir ja auch eigentlich sind, und ich müss' verreisen auf längere Zeit. Wie Mancher hat schon von Weib und Kind weg in Krieg müssen und ist gar nicht wieder kommen."

„Wann wirst auch du wieder zu mir kommen?" seufzte Christine.

„Am Sanct Nimmerlestag, wo die Eulen bocken. Frag' nicht so schäckig, weißt ja doch selber wohl, daß ich komm', wenn ich kann und darf. Soll ich dir denn Alles wieder herleiern, was ich dir gesagt hab' und worauf unsre Hoffnung steht? Ich müßt' mich ja heiser predigen."

Christine schluchzte überlaut. „Mein Herz sagt mir, wir sehen einander nie wieder, und ich werd' in Schand' und Noth verlassen sein."

„Und mir sagt das mein' das Gegentheil. Welches hat nun Recht? Da bleibt nichts übrig, als daß wir die zwei Herzen gegen einander wetten. Gib Acht, auf die Art kannst kein'sfalls in Nachtheil kommen. Gewinn' ich's, so sehen wir uns wieder; wenn ich aber die Wett' verlier', so bleibt dir doch mein Herz, und dann kannst auch nie verlassen sein."

„An dir ist ein Advokat verloren gangen," sagte Christine, „du machst, daß ich in all meinem Jammer wieder lachen muß."

„Zieh' du dein Herz besser," erwiderte er, „dann wird's dir auch bessere Reden geben. Und wenn du nicht aufhörst, mich betrübt zu machen, so geh' ich hinunter und verklag' dich bei deiner Mutter."

„O Jemine!" rief Christine kichernd, „die thät' mir das Fell schön vergerben!"

„Jetzt aber genug," versetzte er. „Alles hat seine Zeit, agt Jesus Sirach, und Alles muß ein End' haben, sag' ich. Lachen und Weinen, Reden und Küssen, Alles hat sein gesetztes Maß und Ziel, und wenn ich jetzt nicht endlich von dir geh', so kann ich ja auch nicht wieder zu dir kommen. Also b'hüt' dich Gott, herztausiger Schatz!"

„Wart' noch ein wenig!" sagte sie. „Wir müssen erst noch einen Denkzettel von einander haben. Hast dein Messer nicht bei dir?"

„Willst mich abschlachten und einsalzen, daß ich gleich ganz bei dir bleib'?"

„Nein. Ich hab' vor etlich Wochen im Karz gehört, wie man's machen muß, wenn Ein's dem Andern aus der Ferne ein Zeichen geben will, daß man an einander denkt. Komm', streif' dein' linken Arm auf."

Er entblößte den Arm. Sie machte ihm mit dem Messer eine kleine Wunde daran und sagte: „Jetzt laß mir geschwind an meinem Goldfinger ein wenig Blut heraus."

„Das kann ich nicht," sagte er, „ich kann dir nicht weh thun."

„Es ist kein Wehe so groß als Herzeleid, sagt dein Jesus Sirach," erwiderte sie. „Wenn du aber nicht willst, so muß ich's eben selber thun." Sie that's und tropfte ihm ihr Blut in seine Wunde, die sie alsbald sorgfältig verband. Dann ritzte sie sich gleicherweise an ihrem linken Arm, gab ihm das Messer und sagte: „Gib mir auch Blut von deinem Goldfinger — mach's aber nicht so arg, sei doch nicht so grob gegen dich, ein paar Tropfen sind genug." Nachdem sie sich sein Blut angeeignet, verband sie gleichfalls eilig ihren Arm.

„Jetzt sind wir ja ganz blutsverwandt," bemerkte er.

„Das ist's nicht allein," erwiderte sie. „Wenn's wieder verheilt ist, so brauch' ich nur mit der Nadel drin zu stüren, dann gibt's dir einen Stich in Arm, da, wo du mein Blut drein empfangen hast, und ebenso umgekehrt, wenn ich einen Stich da spür' in meinem Arm, so weiß ich, daß du mir an dem deinigen ein Zeichen gibst, und seh' daraus, daß mein Schatz in dem Augenblick an mich denkt."

Er lachte. „So lang die Narben frisch sind," sagte er, „mag's wohl sein, daß sie hie und da ein wenig stechen. Aber ich werd' auch ohne das oft genug an dich denken."

„Wenn's nun aber sein muß," versetzte Christine, „so mach' in Gottes Namen, daß du fort kommst, und geh' recht

leis' mein Katzenstiegle hinunter, damit Niemand im Haus aufwacht."

Sie herzten und küßten einander, daß Friedrich's Ausspruch, „Alles müsse ein Ende haben," beinahe darüber zu Schanden geworden wäre, und nachdem er manchen vergeblichen Versuch gemacht, den Strom ihrer Thränen durch Abtrocknen zu hemmen, schlich er so leise, daß man kein Geräusch hören konnte, die schmale steile Treppe hinab und kam mit Hilfe des hölzernen Riegels, der anstatt eines Schlosses diente, leicht durch die hintere Thüre aus dem Haus.

Nachdem er sich noch mehrmals umgekehrt und manchen Blick nach dem Schauplatze seines Glücks zurückgesendet hatte, ging er der Sonne zu, um sein Reisebündel zu holen. Alles schlief noch; ungehört betrat und verließ er sein väterliches Haus. Aber auch von diesem, so wenig Gutes er in letzter Zeit daselbst erlebt zu haben meinte, fühlte er sich noch eine geraume Weile festgehalten und starrte mit feuchten Augen nach den Fenstern hinauf, hinter welchen seine Mutter ihn geboren und mit so unendlicher Liebe aufgezogen hatte, hinter welchen der Mann waltete, der doch immer sein Vater war. Sein rauhes Herz war von einer unsäglichen Wehmuth ergriffen, in welcher die innerste Seele des Volksstammes, dem er angehörte, sich spiegelte. Der Schwabe, obgleich er eines der unstätesten Völker ist und vielleicht sogar seinen Namen vom Schweben und Schweifen hat, ist doch darum dem Heimthum nicht minder als dem Wandertriebe verfallen. Während Viele Jahr aus Jahr ein entlegene Länder durchziehen, kleben Andere an ihrer Heimstätte fest, als ob sie mit ihr verwachsen wären, — ja, man erzählt von einer alten Frau, die in Tübingen auf der Ammerseite wohnte, sie habe nie in ihrem Leben den Neckar gesehen — und selbst von Jenen reißt sich Mancher erst nach vergeblichen Versuchen und nur um den Preis des bittersten Heimwehs von der heimischen Scholle los, mag aber auch freilich, wenn einmal das Heimweh überwunden ist, an sich erleben, daß die Heimath, die er nicht entbehren zu können glaubte, Jahre lang fern und todt und seinem Herzen etwas Fremdes hinter

ihm liegt. Doch wird es kaum Einen geben, den nicht wenigstens im Alter wieder die Sehnsucht nach den heimischen Bergen, Thälern und Gewässern befinge. Freilich werden diese widersprechenden Triebe der Wanderlust und der Heimseligkeit, die bei dem Schwaben nur mit besonderer Stärke hervortreten, in jedem Menschenschlage wahrzunehmen sein.

Friedrich wischte sich die Augen mit der Hand aus, stieß seinen Wanderstecken hart auf den Boden und ging in entschlossenem Reiseschritt die Straße hinab; da räusperte sich Jemand über ihm, und eine Stimme rief: „Wo 'naus schon, Frieder, wo 'naus?"

Er blickte ärgerlich in die Höhe und erkannte seinen Invaliden, der nach der Weise alter Leute nicht lange schlafen konnte und zu dieser frühen Stunde aus seinem Ausgedingstübchen zum Fenster heraussah. „In die Fremde," antwortete er, einen muthigen Ton in seine Stimme legend.

„Weiß schon," erwiderte der Invalide, „und weiß eigentlich auch, warum."

„Ja freilich!" entgegnete Friedrich lachend, „es gibt kein Warum, das nicht auch sein Darum hätt'. Uebrigens sagt man: die Fremde macht Leut'."

„Ich streit's nicht. Wer nie hinaus kommt, kommt auch nie hinein. Und was das Heimweh betrifft, so hat selbiger Schwab' in der Fremde gesagt: ‚Schwaben ist ein gut Land, ich will aber nit wieder heim: grob Brod, dünn Bier und große Stunden!'"

Friedrich lachte und schlug ein paarmal mit dem Stab in die hartgefrorne Schneebahn; dann machte er eine Bewegung, um seinen Weg fortzusetzen.

„Er hat aber doch 'n curiosen Zwilch an Seinem Kittel," hob der Invalide wieder an. „Läßt sich da um ein Weibsbild von Haus und Hof fortschicken. Ist sie denn auch so viel werth?"

Friedrich schwang den Stecken um seinen Kopf, daß es durch die scharfe Morgenluft pfiff. „Profoß," sagte er, „wenn ich Euch gut zum Rath bin, so redet mit mehr Respekt von ihr, denn ich versteh' kein' Spaß in dem Punkt.

Oder könnt Ihr vielleicht etwas von ihr sagen, das nicht recht wär'?"

„Das kann ich nicht und will's auch nicht," erwiderte der Invalide. „Nur nicht so hitzig! Das Mädle kann brav sein, ich will ihr gar nichts thun, aber darum fragt sich's doch noch zehnmal, ob sie zu Ihm taugt. In meinen jungen Jahren, ach, was hab' ich mich nicht verleiden müssen um mein Weib, bis ich sie gehabt hab', und nachher, wiewohl ich nichts weniger als schlecht mit ihr gehauset hab', hab' ich oft denken müssen, ich hätt' grad' eben so gut eine Andere nehmen können. Wenn man einander einmal innen und außen kennt, dann sieht man erst ein, daß man nicht blos für die Kürze, sondern auch für die Länge hätt' sorgen und auf Das und Jenes hätt' sehen sollen, was nicht blos in die Augen sticht; denn die Schönheit vergeht und die Jugend mit, und das Leben ist oft so gar lang."

„Aber das Sprichwort sagt doch: Frühe Hochzeit, lange Liebe."

„Das Sprichwort hat nicht immer recht, sonderlich je nachdem die Hochzeit gewesen ist."

Friedrich grub nachdenklich mit dem Stecken im Schnee.

„Wenn ich Er wär'," fuhr der Invalide fort, „so würd' ich da draußen die Zeit und die Vernunft walten lassen und meinem Vater nachgeben; auch blieb' ich nicht zu lang in der Fremde, denn viel Rutschen macht böse Hosen, das sieht Er an meinem Fuß."

„Ihr, ein alter Soldat, werdet mir doch nicht zumuthen, daß ich mein Wort breche?" fuhr Friedrich auf. „Ich hab' mich mit heiligen Eiden verschworen, und dabei bleibt's."

„Wenn's so steht," erwiderte der Invalide, „so will ich weiter nichts gesagt haben als: 's wär' eben gut, wenn alle junge Leut' könnten vor alt werden, eh' sie jung würden."

„Das mag sein," entgegnete Friedrich, „weil's aber unser Herrgott anders hat haben wollen, so kann ich nicht wider ihn streiten und muß eben der Natur ihren Lauf lassen."

Damit verabschiedete er sich von dem Invaliden, der

ihm noch lange voll Theilnahme nachsah, wie er ausschritt und der Schnee unter seinen kräftigen Tritten krachte.

Er hatte die letzten Häuser hinter sich und meinte nun recht einsam in die Welt hinaus zu wandern, als ihn auf einmal ein Wurf, nicht ganz sanft, an die Schulter traf, daß der Schnee ihm am Gesicht vorüberstäubte. Er kehrte sich zornig um; da war es Christine, die ihn geworfen hatte.

„Ei!“ rief er, „ich hätt' gute Lust, mit dir zu zanken. Ich hab' geglaubt, du steckest tief im warmen Nest, und jetzt laufst hinter mir drein, erkältest dich und verbitterst mir das Scheiden noch einmal.“

„Schiltst schon wieder auf mein Geläuf?“ sagte sie, sich an seinen Arm hängend. „Sei ruhig, ich kann nicht mehr weinen, die Kälte treibt mir die Thränen zurück. Ich werd' doch auch mein' Schatz noch ein wenig begleiten dürfen.“

„Ein paar Schritt' mein'twegen. Dann aber machst links um und läßt mich ‚in den Sutz Gottes befohlen sein‘“.

„Du Spottvogel! Ja, erst noch will ich dich in unsers Herrgotts Schutz empfehlen und all' Stund' für dich beten, daß dir's gehen mög', wie dem Handwerksburschen, der in der Fremde so wunderbar behütet worden ist.“

„Wie ist denn das gewesen?“

„Hast nie was davon gehört? Mir ist's einmal im Karz erzählt worden. Ein Handwerksbursch ist, weit von seiner Heimath weg, Abends spät in eine fremde Stadt kommen und hat nach der Herberg' gefragt. Er ist arg müd' gewesen, und in den vielen krummen und buckligen Gassen hat er sich auch noch die Füß' auf dem Pflaster verstoßen müssen. Gelt? ach Gott, so wird's dir auch gehen auf deiner Wanderschaft.“

„Mach' nur fort.“

„Bis er zur Herberg' kommen ist, ist's schon ganz Nacht gewesen. Wie er nun durch den finstern Hausgang an der Wand hin tappt, da kommt plötzlich etwas wie ein starker Mann über ihn her und packt ihn fest um den Leib —“

„Donnerwetter!“ unterbrach er sie, „da hätt' ich aber dreingeschlagen!“

„Nein! wart' nur, 's kommt ganz anders, du G'waltthätle du! Der Handwerksbursch' hat vielleicht auch geflucht oder wenigstens im Schrecken einen Laut von sich geben; denn auf einmal sieht er einen Lichtschein vor sich in der Tiefe, und eine Stimme ruft von unten herauf: ‚Um Jesu Christi willen, gehet keinen Schritt weiter, oder Ihr seid des Todes!‘ Wie nun das Licht näher kommen ist, da hat er erst gesehen, daß er vor der Kelleröffnung steht, und tief unter ihm steht der Wirth mit dem Licht in der Hand und heißt ihn warten, bis er herauf komme und die Fallthür' zumache. Drauf hat er sich umgesehen nach dem Freund, der ihn vor dem jähen Sturz bewahrt hat, aber da ist Niemand weit und breit gewesen. Wer kann's also anders gewesen sein, als der Engel, der ihn zu seinem Schutz begleitet hat? Sieh, und einem solchen Engel möcht' ich dich auch anempfohlen haben, daß er keinmal von dir wiche und ließe dir kein Leid geschehen."

„Wie der, der mit dem jungen Tobias auf die Wanderschaft gangen ist? Ich ließ mir's auch gefallen, wenn du der Engel wärst."

„Ach, wenn ich mit dir könnt'! Ich wollt' gewiß nie über Müdigkeit klagen."

„Das wär' ein lustig's Reisen und ein tröstlicher Reis'kamerad. Aber —

Weil's aber nicht kann sein,
Nicht kann sein, nicht kann sein,
Bleibst du allhier."

„O, wenn ich dran denk'," rief Christine, von einem plötzlichen Schauer ergriffen, „daß ich dich nimmer säh' — und Alles, was dann über mich käm' — ich thät mir einen Tod an."

„Wie meine Schwester? Die hat auch gesagt, sie spring' in die Fils, und den Tag drauf hat sie meinen Schwager genommen. Damit jedoch die arm' Seel' Ruh' hat, will ich dir jeden Trost und jede Hoffnung und jeden Schwur, Alles von A bis Z noch einmal 'runtersagen." Nachdem er dies

unter wiederholten Liebkosungen gethan, schob er sie sanft einige Schritte in rückwärtsgekehrter Richtung auf der Straße fort und sagte dann: „Jetzt thu' mir's zu lieb und sieh dich nicht mehr um; ich will mich auch nicht mehr umsehen.“

Er wandte sich und schlug rasch seinen kräftigen Wanderschritt wieder an. Kaum hatte er sich ein wenig entfernt, so rief sie: „Frieder, nur noch ein' einzigen Blick!“

Er blieb stehen.

„Nur noch ein einzig's Wort!“ rief sie. „Will' und Lieb', die stiehlt kein Dieb. Nicht wahr?“

„Ja, lieb's Weible,“ antwortete er. „Will' und Lieb', die stiehlt kein Dieb. Jetzt aber geh' heim. Der Morgen kommt, es wird empfindlich kalt. Willst gleich machen, daß du fortkommst?“ wiederholte er und bückte sich, als ob er den harten Schnee zu einem Wurfe ballen wollte.

Sie lief lachend eine Strecke weit davon. Als sie Halt machte und sich nach ihm umsehen wollte, war er schon hinter der nächsten Biegung der Straße verschwunden, und schluchzend deckte sie die Augen mit der Schürze zu.

14.

Selten wohl hat ein deutscher Hausknecht dem Fürsten Reichserbpostmeister in so kurzer Zeit so viel zu verdienen gegeben, als der junge Schwabe, der in der Sonne zu Sachsenhausen eingetreten war. In Ebersbach fragte man sich noch, ob er jetzt wohl sein Reiseziel erreicht haben werde, da kam schon ein Brief von ihm „An die ehrbare und bescheidene Jungfer Jungfer Christina Müllerin, in beliebigen Händen zu eröffnen, in Ebersbach, cito, cito, franco.“

Der Brief lautet so: „Gott zum Gruß und Jesum zum Beistand. Hertzgeliebter Schatz, ich muß Dich mit einem betrübten Hertzen beschreiben, und diese Zeilen werden Dich, wie ich in meinem Hertzen glaub, betrübet antreffen. So

will ich Dein Herz erleichtern und Dich mit ernsthaftem Hertzen berichten: Liebe Christina, glaube Du, daß mein Herz nicht wanckhen wird und Dir noch jederzeit treu verbleiben, so lang noch Gott eine Ader in meinem Leib laßt. Wann Du andere Buben entlaßst und Dich ihrer entläßst, und ich erfahre, daß Du Dich so haltst, wie es einem braven Menschen gehört, so soll mir keine Andere mehr an meine Seite kommen. Ich wollt Dir gern was schicken, ich forcht, Du möchtest in dem Eberspächer Markt zu dem Tanz gehen und Dich mit Einem einlassen; so will ich jetzt Dir noch nichts schicken, sondern auf Deine Aufführung warten. Wann Du Dich hältst, so will ich Deiner nicht vergessen und Dich auch nicht lassen. Solltest Du Dir Dein Leben verkürzen, wie Du gesagt hast, so schreibe ich mich aus der Schuld und gib es Dir und den Deinigen über. Was ich gesagt hab, das halt ich Dir und laß Dir Deinen Willen. Ich wünsche, daß Gott der Allmächtige Dein Herz regiere, und führe Dich zu allem Guten, und gebe Dir Glück und Segen, und regiere Dein Herz, daß es nicht fallen noch irr gehen kann. Das wünsch ich Dir aus getreuem Hertzen. Noch Eins: Ich verlange eine Nachricht von Dir. Ich will Dir die Ueberschrift sagen, wie Du an mich schreiben sollst. Weiter kann ich Dir nicht schreiben, als Du sollst mir nicht übel nehmen, weil ich so s—mäßig geschrieben hab. Die Nacht ist mir auf den Halß gekommen, und vor Betrübnus hats nicht sein können. Du und die Deinige seynd tausendmal gegrüßt und in den Schutz Gottes befohlen, und bleibe Dir getreu bis in den Tod. Joh. Fr. Schwan. — Dieser Brief zukomme an Joh. Friedrich Schwahn, Hausknecht bei der Sonne in Sachsenhausen bei Frankfort a. M."

Noch ehe Christine sich zu dem großen Unternehmen entschließen konnte, einen Brief von der Fils nach dem Main zu schreiben, der doch auch die Postgebühr durch seine Länge rechtfertigen mußte, oder ehe sie vielleicht den Unmuth ganz überwunden hatte, den ihr ohne Zweifel das fortgesetzte Mißtrauen in ihre Treue verursachte, schickte er einen zweiten Brief, zwar kürzer als der erste, aber dafür um so zärtlicher

und leidenschaftlicher, auch obendrein von einem Geschenke begleitet, aus welchem sie bei einigem Nachdenken schließen konnte, daß er über ihre „Aufführung“ an dem gefürchteten Markttage, den erst die nächste Woche brachte, schwerlich so unruhig war, als er sich gestellt hatte, um, freilich nicht eben unter einem feingewählten Vorwande, den bekannten Zustand seiner Baarschaft zu verbergen, den er in seinem ersten Briefe einzugestehen sich geschämt hatte und der sich seitdem in etwas gebessert haben mochte.

In diesem zweiten Briefe schrieb er: „Gottes Segen zum Gruß und Jesum zum Beistand. Hertzgeliebter Schatz, hertzgeliebte Christina, ich kann es nicht unterlassen, vor lauter Sorgen und Bekümmernus und Gedanken Dich zu beschreiben, und ich kann Tag und Nacht nicht ruhen, bis ich eine Antwort von Dir hab. Bitte Dich um Gotteswillen, schreibe Du mir, wie es Dir geht und wie es mit Dir sey. Ich kann Tag und Nacht nicht ruhen vor lauter Seuftzen und Sorgen. Wann Du mir etwas zu melden hast so schreib mir es gleich, ich will Dich nicht verlassen so lang ich leb. Uebrigens schick ich Dir hier einen kleinen Gruß; wann Du mir schreiben thust, so will ich Dir ein Mehreres schicken. Ich hab nicht Zeit, Dir mein gantzes, mein gantzes Hertz zu schreiben; ich will Dich berichten wann Du mir wieder schreibst. Brich den Brief an Deinen Vater auf. Du bist tausendmal grüßt. Ich verbleibe Dein getreuer Schatz bis in den Tod.“

Der eingelegte Brief an den alten Hirschbauer, den sie lesen sollte, erhielt Versicherungen seiner unwandelbaren Gesinnung, wie folgt: „An meinen Vetter Müller. Ich kann nicht unterlassen, an Euch zu schreiben, weilen Er so viele Müh an sich genommen und unterschiedliche Sachen wegen Seiner Tochter Namens Christina mit mir geredt hat: so will ich Ihm redlich schreiben wie ichs gegen ihr meine, daß ich keine Andre mehr begehre als sie, und ich so bald ihrer nicht vergessen kann. Wann es seyn kann, wie Er mit mir geredt hat, daß Er mit dem H. Pfarrer und mit dem Chirurgus reden könnt, daß man uns zahmen (zusammen)

lassen will, so bin ich gleich resolvirt sie zu nehmen, denn so leicht kann ich Sie nicht lassen, und Sie mich nicht. Ich lasse auch mein Leben, eh ich sie entlassen oder verlassen will: so bitte ich Ihn nur herzlich, die Christina ein halb Jahr bei Ihm zu behalten."

Auch der Invalide erhielt einen Brief „in beliebigen Händen zu eröffnen", welcher seine Zweifel wegen des Verhältnisses zu Christinen nicht so wohl widerlegen als einfach in folgenden Schlußworten niederschlagen sollte: „— So lang ich einen Blutstropfen im Leib hab, so will ich mich ihrer annehmen. Hiemit will ich beschließen und schließe Euch in die Vorsorg Gottes."

Der Hirschbauer sagte nach dem Empfang seines Briefes zu der glücklichen Christine: „Er hat doch ein beständiges Gemüth. Ich wollt's dir ja gern gönnen, daß ihr zusammen kämet, aber ich besorg' mich eben, wenn er seinen Vater merken läßt, wie es ihm um's Herz ist, so läßt ihn der nicht zurück. Ich will jetzt doch einmal in's Pfarrhaus gehen, oder vielleicht noch lieber vorher zum Chirurgus. Ich weiß nicht, wo ich zuerst hin soll." — Christine wußte es auch nicht. Ihre Gedanken waren allein darauf gerichtet, wie sie es angreifen solle, um einen recht großen Brief zu schreiben, mit dem ihr Schatz zufrieden sein müßte, obgleich sie ihn darin für seinen unmanierlichen Argwohn recht heruntermachen wollte. Sie dachte aber, sie wolle erst den Markttag vorübergehen lassen, um ihm dann schreiben zu können, daß sie nicht zum Tanze gegangen, sondern den ganzen Tag und Abend daheim geblieben sei.

Der Invalide schüttelte zu Friedrich's Betheuerungen hartnäckig den Kopf und sagte beim Wein zu der Bäckersfrau: „Wenn so ein junger Mensch verliebt ist, so meint er, es gebe in der Welt nichts als seinen Gegenstand, und wenn er einmal zehn Jahr und drüber verheirathet ist, so kann er oft gar nicht begreifen, warum er grad die genommen hat, da's doch so viel Andere gegeben hätte."

„Beständigkeit ist doch eine Tugend," erwiderte die Bäckerin. „Aber arg ist mir's einmal, daß der erste Funke

zu dem Brand in meinem Haus hat angehen müssen. Wenn ich das vorausgesehen hätt', so hätt' ich mich lieber ohne mein Dötle beholfen, und dann wär' sie ihm vielleicht in Jahr und Tag nicht vor's Aug' kommen. Mir schwant's, das Ding geht zu keinem guten End'."

„Wider das Schicksal ist kein Kraut gewachsen," versetzte der Invalide. „Das ist im Leben wie in der Schlacht: an Einem fährt's vorüber, und den Andern trifft's."

Es kamen noch weitere Briefe von Friedrich, die sich alle um einen und denselben Angelpunkt drehten. Von seinem eigenen Ergehen schrieb er kein Wort, auch nicht von dem, was er im fremden Lande zu sehen und zu hören bekam. Dagegen zeigten seine Briefe die Merkwürdigkeit, daß er fortwährend mit der Jahreszahl auf gespanntem Fuße stand. Seine Hand schien einen unbezwinglichen Widerwillen gegen dieselbe zu empfinden. In allen diesen Briefen hatte er immer zuerst die falsche Zahl hingeschrieben, dann ausgestrichen und die richtige darübergesetzt; in einem war sogar das falsche Datum unberichtigt stehen geblieben. Allerdings ein unerheblicher Umstand für ein Mädchen, das kein andres Datum kannte als „diesen Tag", an welchem sie ihrem Liebsten schrieb.